



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

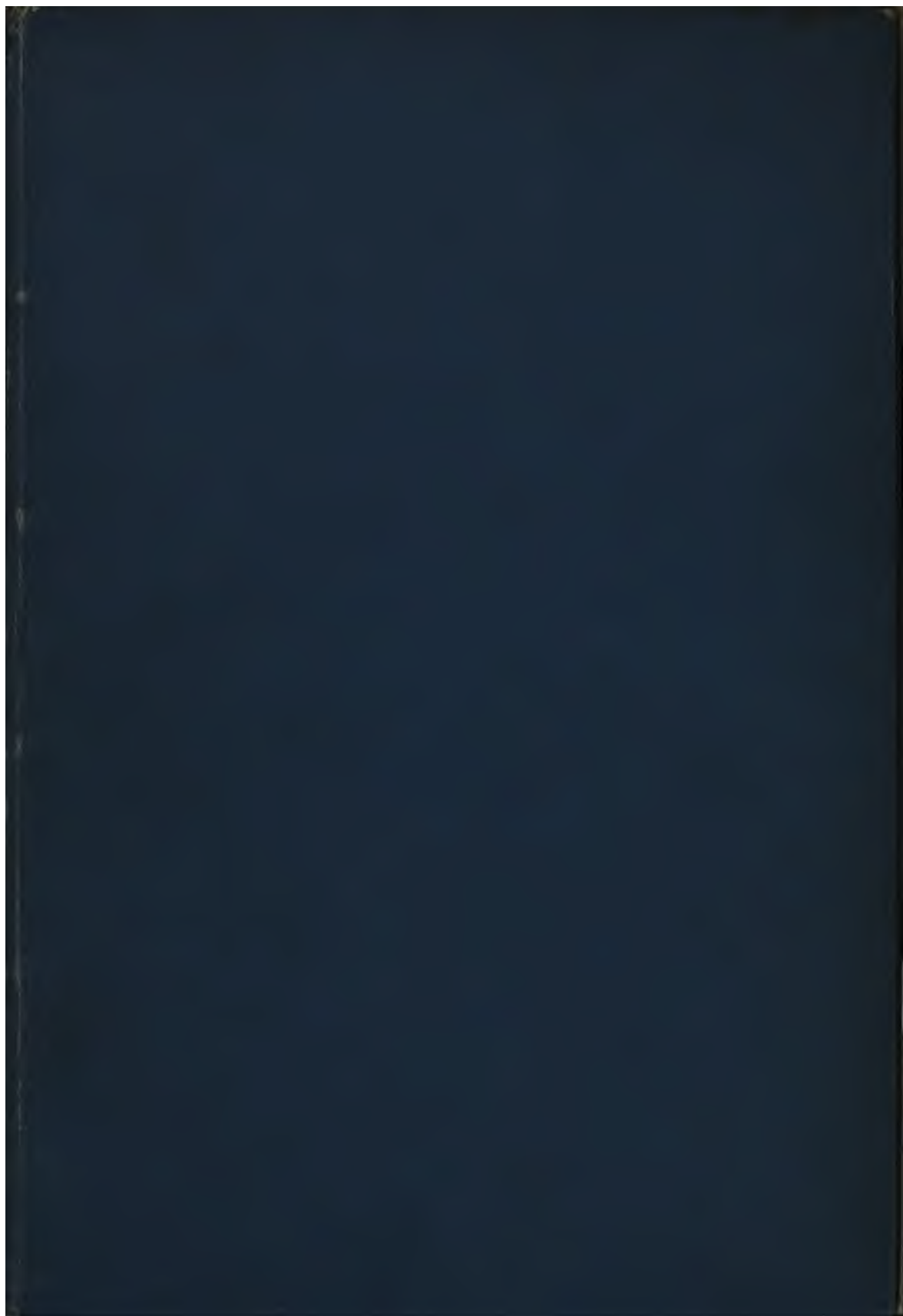
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



✓

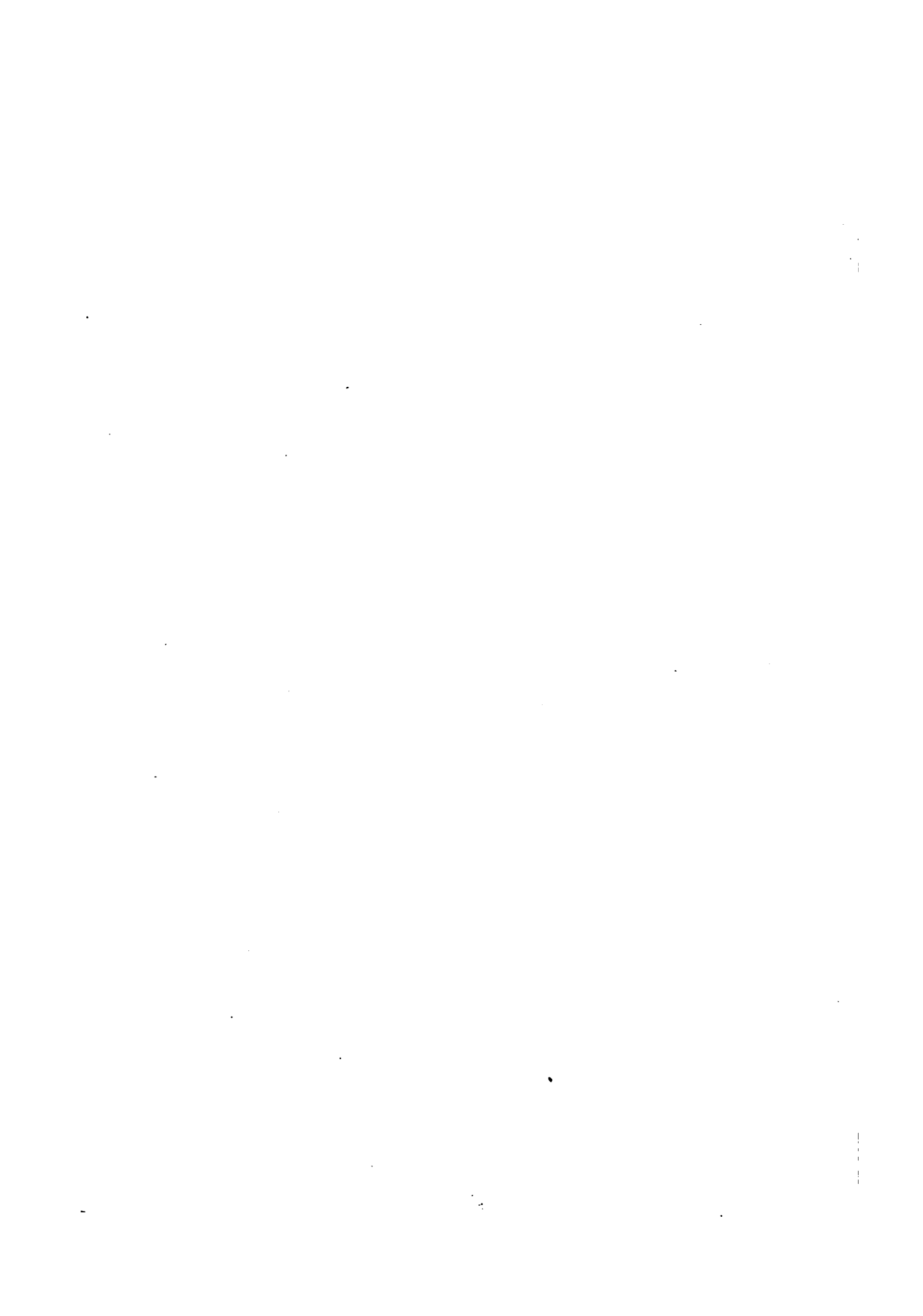
84 k 196

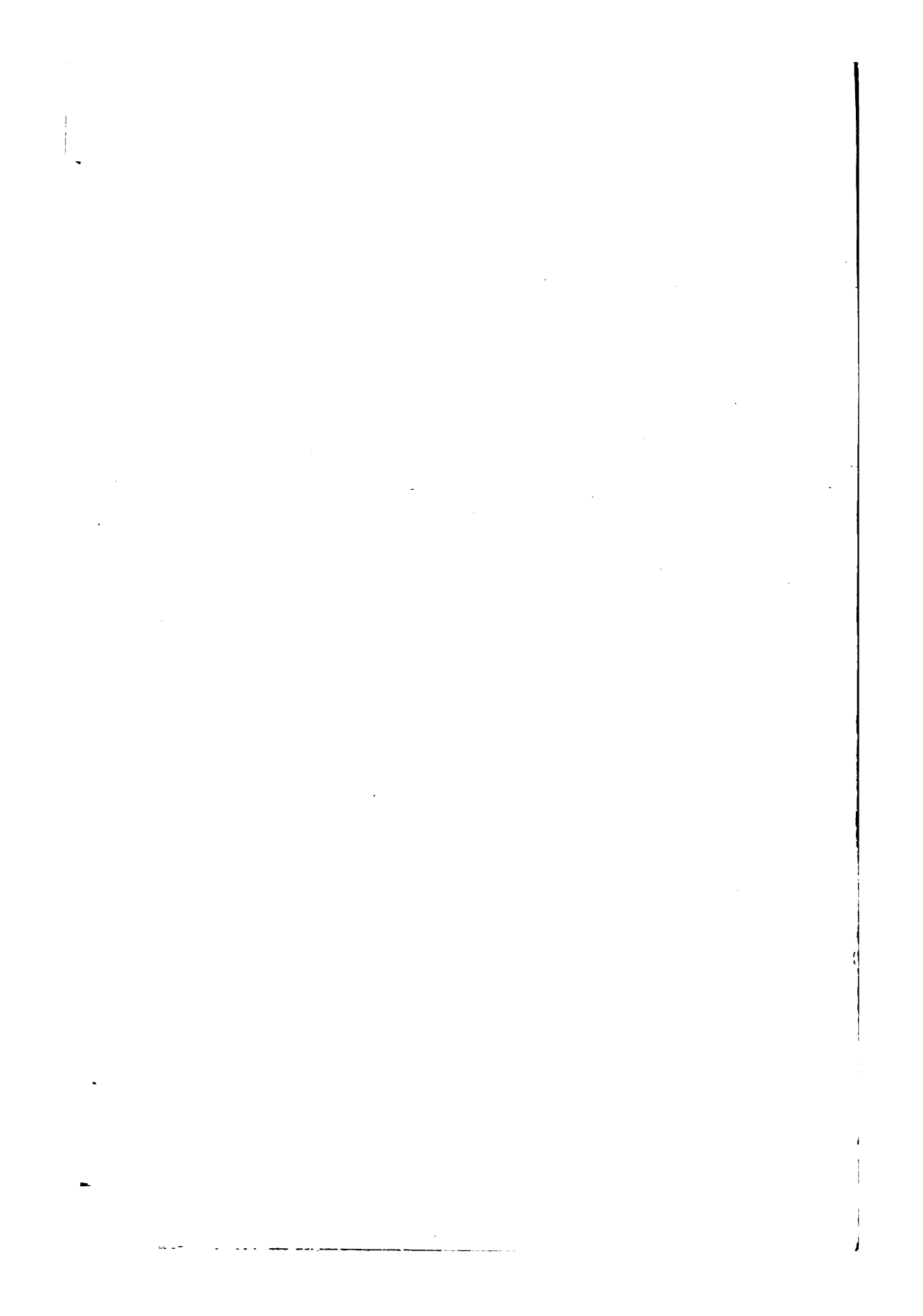


Revised 4/3/50 12









Zur

KRITIK UND GESCHICHTE

des

Französischen Rolandsliedes.

Von

A. Pakscher.



BERLIN.

Weidmannsche Buchhandlung.

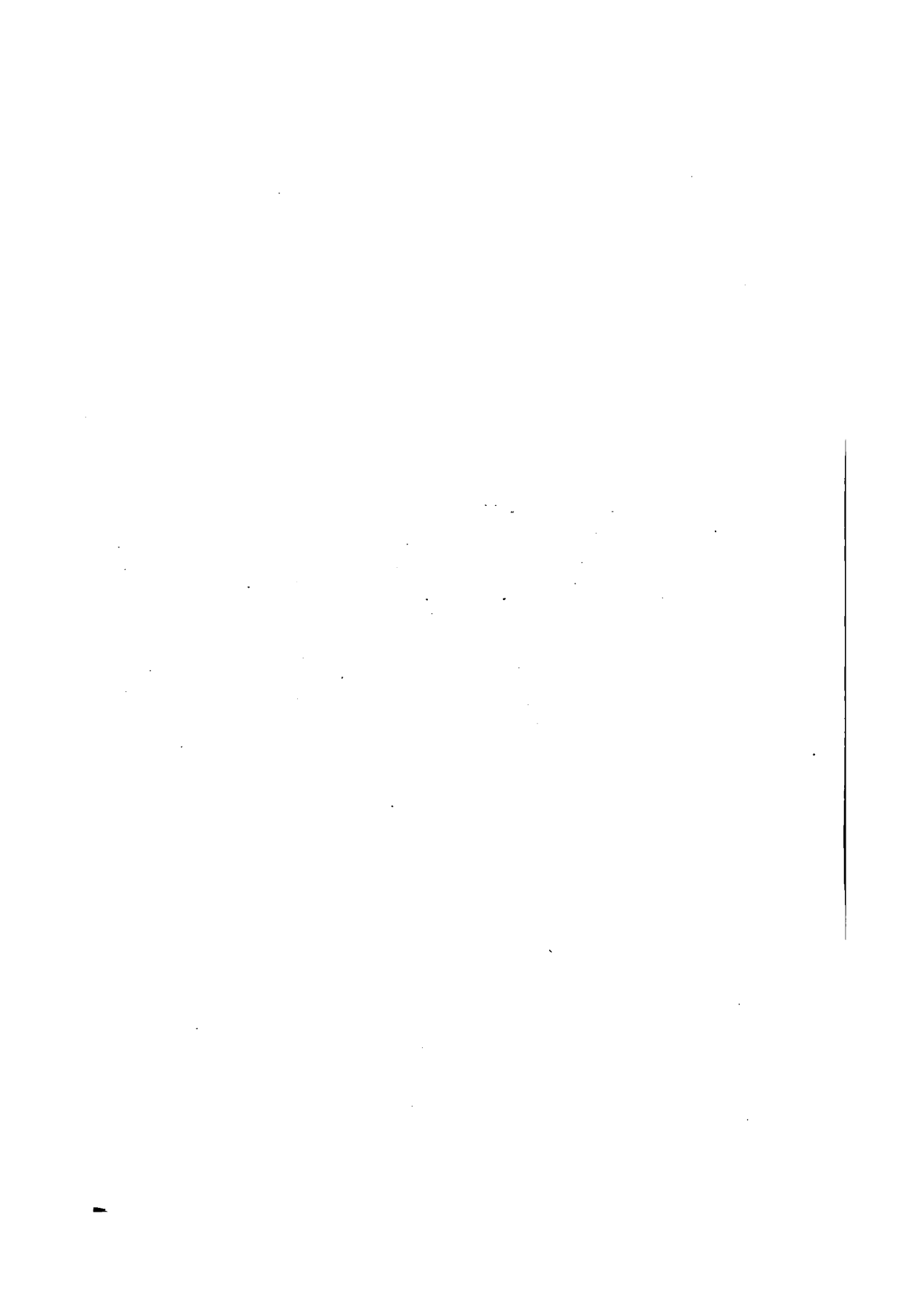
1885.



Meinem verehrten Lehrer

Herrn Prof. Dr. Groeber

zugeeignet.



Einleitung.

Wer das französische Rolandslied in der ältesten uns erhaltenen Gestalt, wie sie in der Oxforder Handschrift vorliegt, im Zusammenhange liest, wird einen seltsam gemischten Eindruck erhalten. Zuerst wird ihn die Kraft der Darstellung der »chanson« ergreifen, deren meist einfache, aber markige Sprache sich nur selten zu pathetischem Schwunge erhebt; deren Charaktere, grossartig concipirt, mit wenigen Zügen uns anschaulich vorgeführt werden; deren Zweck, die Verherrlichung Rolands, immer deutlich im Vordergrunde bleibt. Von diesen Teilen gilt mit Recht, was Steinthal¹⁾ für das ganze Epos in Anspruch nehmen wollte, dass es mit Homer und den Nibelungen verglichen werden darf. Daneben aber finden sich Parteen, die im schroffen Gegensatze zu jenen Teilen und namentlich zum Anfang stehen. Statt des knappen Ausdrucks begegnen uns stereotype Wendungen und erstarrte Formeln; dort kein Zugeständniss an den Reim, hier sind Lückenbüfser, um den Vers zu füllen, nicht selten, und der Reim wird oft durch erfundene Namen hergestellt. An die Stelle des Individuellen ist das Massenhafte getreten; ganze Strophen werden mit der Aufzählung von Truppenteilen gefüllt; unter der Menge ragt kein Held hervor, der unsere Teilnahme gewönne; der grosse Karl ist zum Schattenkönig geworden. Ueberall vermisst der aufmerksame Leser den Flufs und die Durchsichtigkeit der Erzählung, welche ihn im ersten Teile gefesselt haben, so dafs

¹⁾ Zeitschrift für Völkerpsychologie V, 27.

sich ihm der Zweifel aufdrängt, ob er das Werk eines Dichters vor sich habe.

Sieht er dann näher zu, so bemerkt er zahlreiche Wiederholungen von Erzähltem. Und zwar sind diese nicht etwa, wie man vermuten könnte und gemeint hat, ein künstlerisches Mittel, um den Effect zu steigern. An manchen Stellen thuen sie diese Wirkung, wie z. B. wenn Olivier seine Bitte, Roland möge Karl durch sein Horn zu Hülfe rufen, immer dringender ausspricht; aber daneben stehen andere, wo die zwecklose Wiederholung von Reden dieselben verwässert und ihren Eindruck schwächt. Zugegeben selbst, wozu der Umstand zu nötigen scheint, dass eine grosse Anzahl der französischen Nationalepen solche Wiederholungen enthält, dass sie zu einer gewissen Zeit integrirende Eigenschaften der epischen Technik gewesen seien, so wird doch die Vermutung nicht abzuweisen sein, dass es vorher eine Stufe des Epos gegeben habe, die sie nicht kannte, dass das Complicirte auch hier sich aus dem Einfachen entwickelt habe.

Aber auch an Widersprüchen fehlt es nicht. Das Horn Rolands, das gespalten ist, als er es einem Heiden auf den Kopf schlug, wird später von einem andern Heerführer geblasen und es wird ausdrücklich gesagt, dass sein Ton lauter erklang, als der aller übrigen Hörner. Als Roland hört, dass er auf Ganelons Vorschlag den Nachtrab führen soll, ist er anfangs voller Freude, um schon in der nächsten Strophe, wenig seinem kampflustigen Charakter entsprechend, sich bitter über Ganelon zu beklagen. Die Sachsen sind bald als Beträter des Königs den Franken und Baiern gleichgestellt, bald zu fürchtende Feinde.

Solche Bedenken gegen den einen Verfasser waren bisher nicht nur von Vielen empfunden, sondern auch von Manchen geäußert worden. Aber die meisten Schriften, die diesen Gegenstand behandelten, haben aus dem Complex von Schwierigkeiten nur eine ins Auge gefasst und daher auch höchstens für diese eine Lösung gefunden, die sich aber mit den übrigen Thatsachen nicht zusammenreimen läßt. Eine Hypothese — und auf mehr dürfen wir uns bei der Aufhellung so dunkler Litteraturzustände nicht gefasst machen — wird aber um so wahrscheinlicher, je mehr sie geeignet ist, auf viele Fragen

zugleich als Antwort zu dienen. Mein Gedanke war daher, auf dem Grunde sämtlicher überhaupt tauglicher Kriterien die Geschichte des Rolandsliedes aufzubauen.

Unter diese sind zunächst die drei am Anfang erwähnten zu rechnen, die man unter den Begriff: Verstöße gegen die Logik der Handlung zusammenfassen kann. Da es nicht an Gelehrten fehlt, welche der Behauptung vieler anderer, das Rolandslied mache nicht den Eindruck des Einheitlichen, widersprechen, so darf man sich mit der Berufung auf die psychologische Thatsache nicht begnügen, sondern es muß nachgewiesen werden, wo sich eine Lücke, wo ein neuer Anfang mitten in der Erzählung findet, wo die Intentionen eines ersten Dichters nicht fortgeführt sind oder Neues eingeführt wird, das er nicht beabsichtigt haben kann. Und was die Wiederholungen anbetrifft, so werden die Gegner aufhören, sie als etwas Unbegreifliches hinzunehmen, sobald eine natürliche Art ihrer Entstehung annehmbar gemacht worden ist.

Aber es wird zugestanden, dass jedes dieser Kriterien für sich keine zu hohe Beweiskraft besitzt. Denn es ist immerhin möglich, dass ein Dichter durch Unaufmerksamkeit sich einzelne Widersprüche hat zu Schulden kommen lassen und dass er, wenn mehrere Jahre zwischen den Teilen seines Werkes liegen, frühere Intentionen aufgegeben hat. Als ein Beispiel für den letzteren Fall könnte man den Goetheschen Faust citiren. Es würde jedoch der Werth dieser Kriterien bedeutend wachsen, wenn sie sich combiniren, wenn sich also ergäbe, dass Strophen, die bereits Erzähltes wiederholen, zugleich auch Widersprüche enthalten u. s. f. Und ferner sind Erscheinungen, wie sie der »Faust« zeigt, doch nur Ausnahmefälle und was nötigt uns, für das Rolandslied einen solchen anzunehmen? Was kann uns überhaupt veranlassen, daran festzuhalten, dass es von einem Dichter herrühre? Etwa die handschriftliche Ueberlieferung? Grade diese nicht.

Vielmehr ist sie ein neues und gewichtiges Kriterium gegen die Einheit des Rolandsliedes. Da dieses in mehreren bedeutend von einander abweichenden französischen Fassungen auf uns gekommen ist, so haben wir uns für eine von denselben als die ursprüngliche zu entscheiden. Wie man aus

dem ersten Capitel ersehn wird, ist dies nicht anders möglich als durch Hinzunahme der Versionen in fremden Sprachen. Sie, die zum Teil wieder ganz andre Gestaltungen des Gedichtes bieten, waren lange vernachlässigt worden, indem man ihre Abweichungen kurzweg auf Verkürzungen der Bearbeiter zurückführte, bis Gaston Paris dieser Auffassung ein Ende machte und besonders von dem *carmen de proditiōne Ganelonis* nachwies, daß demselben eine consequentere und widerspruchsfreiere Erzählung zu Grunde liegt als die uns in irgend einer französischen Handschrift erhaltene. Ich glaube, jedem Vorurtheilslosen müssen die Darlegungen von Paris einleuchten und dann haben wir ja schon (mindestens) zwei Dichter: einen, von dem die Vorlage des *carmen* herrührt, und einen andern, der dieser die Form gab, welche die französischen Texte gegenwärtig bieten.

Hier stehen wir also auf festem Boden und es handelt sich darum, die einzelnen von einander abweichenden Züge der verschiedenen Versionen mit einander zu vergleichen, um ihr gegenseitiges Verhältnis festzustellen. Paris sagt darüber ¹⁾: la comparaison doit porter non sur l'ensemble des diverses formes du récit, mais sur chacun des traits qui les composent. Le travail auquel on doit les soumettre est fort semblable à celui par lequel on établit la classification de manuscrits d'âge différent remontant par des intermédiaires perdus à un original également perdu.

Sobald dies geschehen, würden wir der Lösung der Aufgabe, jedem Verfasser das Seine zuzuteilen, nahe sein, wenn nur die Natur der ausländischen Ueberlieferungen diesem Unternehmen günstiger wäre. Aber, obwohl sie nichts Wesentliches auslassen, sind sie doch im Ganzen kürzer zusammengefaßt und lassen uns daher häufig bei der Entscheidung über die Zugehörigkeit der einzelnen Strophen im Stiche. Wir müssen uns daher noch nach andern Hilfsmitteln umsehen.

Ein solches scheint uns die Metrik darbieten zu können. Es ist, um nur Eines anzuführen, schon oft hervorgehoben worden, daß sich im Rolandsliede neben einer Reihe von Strophen, die ausschließlic in *ant* reimen, solche befinden,

¹⁾ Romania XI, 484.

welche *ent* und *ant* am Versende mischen. Es liegt nahe zu vermuten, daß diese beiden Gattungen von verschiedenen Verfassern herrühren. Allein versucht man diese Scheidung vorzunehmen, so ergibt sich kein reinliches Resultat. Denn es wechseln Strophen ohne Mischung des Reims mit solchen, welche Mischung zeigen, oft in demselben Stück ab, dessen Einheitlichkeit sonst auf keine andre Weise zu verdächtigen ist. Es ist also die Frage, ob sich der Dichter nicht zeitweise gewisse Freiheiten in Bezug auf den Reim erlaubt hat. Ferner sind wir, soviel mir bekannt ist, noch nicht im Stande, die Gegenden, in denen *en* und *an* im Mittelalter lautlich geschieden waren, von den andern sicher abzugrenzen. Schließlich findet sich die erwähnte Erscheinung auch in andern Gedichten, als im Rolandsliede, sie müßte also erst durch eine umfassende Spezialuntersuchung¹⁾ klar gestellt sein, ehe wir sie als Kriterium benützen können.

Dagegen habe ich mit Erfolg den bekannten sprachlichen Unterschied zwischen volkstümlichen und gelehrten Wörtern des Französischen für meine litterarhistorische Untersuchung verwandt. Sollte diese Methode, zu der bisher nur ein ganz schwacher Anlauf genommen worden war, Beifall finden, so wäre damit nicht nur ein neues Hilfsmittel zur Feststellung von Interpolationen gewonnen, sondern, wenn es gelänge, was mir nicht ausgeschlossen scheint, die Einführung bestimmter gelehrter Wörter chronologisch genau zu fixiren, so könnte ihr Vorkommen allein zur Datierung eines litterarischen Denkmals ausreichen.

Schließlich ist der Umstand verwerthet worden, daß Teile des Gedichts ziemlich genau mit der historischen Ueberlieferung übereinstimmen, während in andern das sagenhafte Element überwiegt. Wird man aber in den letzteren unzweifelhaft spätere Zusätze erblicken, so ist zu vermuten, daß, wo die Erzählung sich in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten hat, ihr nicht bloß mündliche Berichte, sondern ein älteres Lied zu Grunde liege.

¹⁾ Den Anfang zu einer solchen hat die bekannte Arbeit von P. Meyer (*Mém. de la société de ling. tome I*) gemacht; Mebes' Aufsatz »Die Nasalität im Altfranzösischen« *Jahrb. XIV* hat die Frage wenig gefördert; auf das Rambeausche Buch komme ich später zu sprechen.

So haben alle die erwähnten Erwägungen zusammen-
genommen mich zu folgender Ansicht geführt:

Wie das französische Rolandslied in mehreren von
einander bedeutend abweichenden Fassungen erhalten
ist, von denen die einen augenscheinlich durch Zusätze
aus der anderen entstanden sind, so ist diese älteste
erhaltene Gestalt selbst wieder das Produkt aus einem
Original, das ins neunte Jahrhundert hinaufreicht, und
zahlreichen Interpolationen, die zwar nicht mehr aus-
geschieden werden können, aber teilweise als solche
noch deutlich zu erkennen sind.

Dieses Resultat ist nun kein alleinstehendes, sondern Prof.
Gröber ist in seiner Untersuchung über ein andres französisches
Epos¹⁾ zu einem ganz ähnlichen gelangt. Demnach ist man
berechtigt, die übliche Darstellung der Litteraturgeschichte, als
ob das französische Epos erst am Ende des elften Jahrhunderts
aus mündlichen Traditionen entstanden sei, dahin zu corrigiren,
daß die eigentliche Blüte des Volksgesangs in das neunte und
zehnte Jahrhundert fällt, daß aber derselbe erst im Zeitalter
der Kreuzzüge von denen, die damals allein des Schreibens
gewohnt waren, den Geistlichen, aufgezeichnet wurde. Sie
wurden dazu veranlaßt durch das religiöse Interesse, die beim
Volke beliebten Helden als fromme Ritter, ja als Märtyrer, die
von ihnen geführten Kriege als Kämpfe für den Glauben er-
scheinen zu lassen, und sie nahmen zu diesem Zwecke nicht
unbedeutende Aenderungen, besonders in den charakterisirenden
Reden, vor. Ich glaube diesen culturhistorisch interessanten
Umstand aus der Art der Verteilung der gelehrten Wörter
bestimmt nachgewiesen zu haben.

Die Gruppierung des Stoffes bot bedeutende Schwierigkeiten.
Hätte ich bei einer verdächtigen Strophe Alles, was gegen ihr
Alter spricht, an derselben Stelle angeführt, so wäre dadurch
die Triftigkeit meiner Ansicht augenfälliger geworden, aber ich
hätte mir dadurch eine fortlaufende Darstellung unmöglich und
zahlreiche Wiederholungen notwendig gemacht. Ebenfalls mit
Rücksicht auf die Uebersichtlichkeit habe ich die Erörterung
mancher Einzelheiten, welche den Umfang des Buches be-

¹⁾ Gröber, die handschriftlichen Gestaltungen der Geste de Flerabras.

deutend vergrößert hätten, aber für den Grundgedanken ohne Bedeutung sind, unterlassen und einen Punkt, der eine solche Entwicklung des Details erforderte, in einem besonderen Excursus behandelt.

Schließlich habe ich noch der Schriften zu gedenken, aus denen ich besonders reiche Belehrung geschöpft habe. Es sind:

Gautier, Les Epopées françaises.

Graevel, Die Charakteristik der Personen im Rolandsliede.

Groeber, Die handschriftlichen Gestaltungen der geste de Fierabras.

P. Meyer, Recherches sur l'épopée fr. du moyen âge.

G. Paris, Histoire poétique de Charlemagne.

Rosenberg, Rolandskvadet et normannisk Heltegedigt.

Steinthal, Das Epos, Zeitschr. f. Völkerpsychologie V, 1 ff.

Tobler, Ueber das volkstümliche Epos der Franzosen, Zeitschr. f. Völkerpsychologie IV, 139 ff.

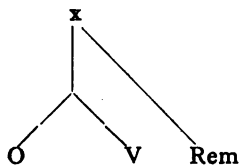
In Bezug auf die übrigen von mir benutzten Bücher verweise ich auf die kleine Schrift von Bauquier, la bibliographie de la chanson de Roland, Heilbronn 1877; seitdem erschienene Abhandlungen sind in den Anmerkungen citiert. Pio Rayna, Le origini dell' epopea francese und Kristoffer Nyrop, Den oldfranske Heltegedigtning sind mir zu spät bekannt geworden, als daß ich sie hätte für meine Arbeit verwerten können.

Für mündliche Ratschläge und Hinweise bin ich den Herren Professoren Gröber, Martin und Scheffer-Boichorst, sowie meinem Freunde Dr. J. Bernays zu wärmstem Danke verpflichtet.

I. Das Verhältnis der französischen Handschriften zu einander und zu den ausländischen Ueberlieferungen.

Das französische Rolandslied ist uns in 8 Handschriften erhalten, außerdem sind von wichtigeren Bearbeitungen desselben 2 lateinische, 3 deutsche, 2 nordische, schliesslich 4 Fragmente und ein Volksbuch in holländischer Sprache zu nennen. Ueber das Verhältnis dieser Ueberlieferungen zu einander hat man sich bisher noch nicht einigen können. Daher bin ich genötigt, die in dieser Beziehung aufgestellten Ansichten einzeln vorzuführen und zu prüfen.

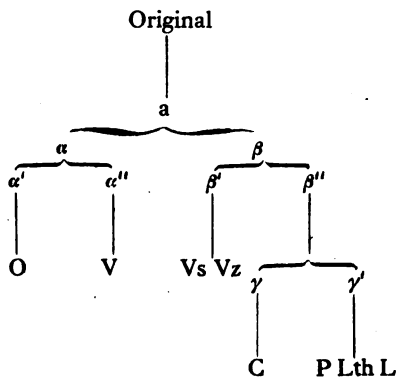
1. Unter den Herausgebern hat sich zunächst Gautier mehrfach bemüht, die Verzweigung der französischen Handschriften klarzulegen, aber man kann nicht sagen, daß es ihm gelungen sei. In seiner grossen Ausgabe vom Jahre 1872 (Einleitung *XLIIff.*), bezeichnet er das Verhältnis folgendermassen: Alle Hs. teilen sich in zwei Klassen. Den ursprünglichen Text stellen die Oxforder (O)¹⁾ und die ältere Venezianer (V) vor, einen überarbeiteten (*texte remanié*) die 6 andern Hs.: die Pariser (P), Lyoner (L), Cambridger (C), die Lothringer Fragmente (Lth), die Versailler (Vs) und die jüngere Venezianer (Vz). Also:



¹⁾ Ich behalte die Müllerschen Bezeichnungen als die bekanntesten bei.

Aber Gautier ist seinem Schema selber nicht treu geblieben. Wollte er seine Ansicht, daß Alles, was V und die Remaniements bieten, im Original gestanden hat, praktisch durchführen, so hätte er noch weit mehr Strophen aus V in seinen Text aufnehmen müssen, als er schon gethan hat. Ferner hat er die ausländischen Redaktionen nicht systematisch verwertet und über das allerdings sehr schwierige Verhältnis von O und V ist er sich vollends nicht klar geworden. Immer von Neuem zu bessern bemüht, sucht er in der 8. Auflage sein eignes System mit den späteren von Förster und Rambeau zu verschmelzen. Dabei kommt er dann zu Folgerungen wie die (S. 399): Quand une leçon nous sera fournie à la fois par Venise IV (V) et par *l'un* des nos remaniements, nous l'adopterons de préférence à celle que nous offre le manuscrit d'Oxford. Obwohl er also wesentlich eklektisch verfährt, hat er doch häufig, sozusagen unbewußt, das Richtige getroffen und Strophen in seinen Text aufgenommen, die nicht nur für den Zusammenhang durchaus erforderlich sind, sondern sich auch auf andere Weise als ursprünglich dokumentiren.

2. Förster hat in der Besprechung der Müllerschen Ausgabe¹⁾ einen dem Gautiers in mancher Beziehung ähnlichen nämlich folgenden Stammbaum aufgestellt:



Man sieht zunächst nicht ein, was F. veranlaßt, V für unabhängig von β zu erklären. Dagegen sprechen u. a. folgende gewichtige Gründe:

¹⁾ Zeitschrift für roman. Philol. II, 160ff.

Wie will F. bei obiger Ansicht die Uebereinstimmung vieler Namen und ganzer Verse zwischen V einerseits und Vs, resp. Vz erklären? z. B. O bietet V. 103ff.

Li empereres est en un grant vergier
Ensembl' od lui Rollans e Oliviers,
Sanses li ducs e Anseis li fiers
Gefreiz d'Anjou, le rei gunfanuniers
E si i furent e Gerins e Geriers

V dagegen anstatt der beiden letzten Verse

Gui de gaschogna *Nantelmes e Garner*
Çufrai daçor il *lor* confaloner

Vs Gui de Guascogne et *Anseume et Garner*
Jofroi d'Aniou qi *ert* conflenover

Vz Gui de Gascogne *Antelme e Garner*
Jofroi d'Anioy qi *ert* gonfanonier

Das den angeführten Hs. aufser O Gemeinsame hat wahrscheinlich nicht im Original gestanden, denn es handelt sich hier um die 12 Pairs Karls des Großen und zu diesen gehören Antelme und Garnier nicht, falls der Letztere nicht bloß eine Entstellung aus Geriers ist. Auch der Grund warum Antelme von einem späteren Ueberarbeiter hier eingeführt ist, läßt sich angeben. Er ist wahrscheinlich identisch mit Antelme de Maience, welcher im zweiten, wie ich zeigen werde, jüngeren Theile des Rol. als einer der nächsten Begleiter Karls vorkommt (V. 3008), während er im ersten gar nicht genannt wird. Die Quelle von V hat diesen Mangel gut machen wollen.

Ein anderes Beispiel. An Stelle des einen Verses

in O 722 Par tel air l'at trussee e brandie
hat V 653 Par tel force *la croleit* et brandie
Chentro ses pung loit fait et brisee

Vs T 62 par tel vertu *la crolee* et brandie
quentre sez poinz li est fraite et brisie.

Aehnlich Vz. Auch hier ist die Lesart von O (*trussee*) für die ursprüngliche zu halten, grade weil sie ein ungewöhnliches Wort giebt und daß bei der Abweichung alle Hs. dasselbe Wort bieten, ist schon bezeichnend für ihre Abhängigkeit von derselben Grundlage. Noch mehr der ganze Vers, den sie mehr als O und in völlig übereinstimmendem Wortlaut haben,

und der gleichfalls unursprünglich scheint, weil das dem *partel air* entsprechende Glied im folgenden Verse (bei O V. 723) ausgedrückt ist, also doppelt ausgedrückt wäre.

Ein drittes Beispiel bietet gleich die folgende Strophe und mit diesem will ich es dann genug sein lassen. Es handelt sich um einen Traum Karls des Großen; O hat V 728

Devers Ardene vit venir un leupart,

V, Vs und Vz dagegen *devers Espagne*.

Die Bemerkung Müllers (S. 67) «die Lesart der Rec. β¹) *devers Espagne* beruht auf einem Misverständnis» ist vollkommen richtig. Man braucht bloß V. 2558 zu vergleichen, wo derselbe Traum erzählt wird und wo auch die andern Hs. *devers Ardene* haben.

Ferner aber: wie will Förster erklären, daß V sowohl, als P, Vs und Vz nicht nur eine große Anzahl von Strophen enthalten, die nicht in O stehen, sondern daß, soviel ich sehe, alle Strophen von V mit geringen Ausnahmen in P, Vs, Vz sich finden und meistens in derselben Reihenfolge? Um dies deutlich zu machen, führe ich absichtlich einen der schwierigsten Abschnitte vor, der aber auch für die Erkenntnis des ganzen Zusammenhanges einer der wichtigsten ist, auf den ich noch wiederholt werde zurückkommen müssen. Es entsprechen einander folgende Verse und Tiraden:

O	V	P	Vs
1396—1411	1310—22	} T 130	T 150—152
1412—1437	1323—46		
	1347—57		
	1358—74	T 131, 132	T 153, 154
1438—1448	1375—81	T 133	T 155
	1382—92	T 134	T 156
	1393—1402	} T 135	T 157 ²⁾
	1403—1420		
		T 136	
		T 157	
1449—1466	1421—39	T 138	
		T 139	

¹⁾ Was diese Bezeichnung bedeutet, darüber s. den Müllerschen Stammbaum.

²⁾ bis V Vers 1409.

O	V	P	Vs
1467—82	1440—51	T 140	
	1452—64	T 141	T 158
	1465—82	T 142	T 159
	1483—97	T 143	T 160

Die Uebereinstimmung von V mit den jüngeren Hs. ist evident. In einem so kleinen Abschnitte haben V und P neun, V und Vs acht Strophen gemeinsam, die nicht in O stehen. Darf man nun annehmen, daß diese Plusstrophen dem Original¹⁾ angehörten? Müller (3. Aufl. S. 137) hält dies bei den drei hinter O 1437 eingeschobenen (= T 120—122 [Gautier] für wahrscheinlich und auch ich schliesse mich seiner Ansicht mit Rücksicht darauf an, daß dieselben durch die altnordische Bearbeitung gestützt werden. Dies gilt aber z. B. nicht von den beiden zunächst hinter O 1482 folgenden Tiraden (=T 128 und 129 Gautier) und ihr ganzer Charakter läßt sie als spätere Zusätze erscheinen. Da aber diese trotzdem in P, Vs (und Vz) mit V fast Zeile für Zeile übereinstimmen, so müssen diese sämtlich auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen, die nicht das Original ist.

Noch beweiskräftiger ist die Uebereinstimmung eines ganzen großen Abschnittes, der das Ende der Dichtung bildet: von V 4419 bis 6012 ist Strophe für Strophe von P und Vs wiedergegeben. Hier handelt es sich nicht um Erweiterung von Schilderungen, Hinzufügung von Reden, sondern es werden neue Thatsachen erzählt und die Erzählung des Originals umgeformt. Da es außer Frage ist, daß diejenige Version von Aldas Tod, die der Oxforder Text und übereinstimmend damit Konrad giebt, die ältere ist, wie konnten Vs, Vz und P zu ihrer genau V entsprechenden Erzählung gelangen, wenn sie nicht V oder deren Quelle vor sich hatten? Das Erstere wird dadurch ausgeschlossen, daß V Tiraden ausgelassen hat, die dem Original gehören (z. B. O. T. 11 und 12), während Vs, Vz und P sie enthalten; folglich wird die Annahme, von der wir unten sehen werden, daß sie Müller eigenthümlich ist, daß nämlich die Gruppe der jüngeren Hs. mit V auf dieselbe

¹⁾ Hier immer im Försterschen Sinne; ich bezeichne diese Stufen der Entwicklung später mit y.

Quelle zurückgeht, wie mir scheint, in allen Punkten bewiesen.

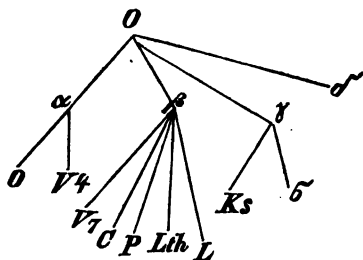
Vielleicht vermag Förster diese Ausführungen zu widerlegen und, im Gegensatz zu denselben, nachzuweisen, daß wirklich alles V und den jüngeren Hs. Gemeinsame in dem zu rekonstruierenden Originale gestanden haben müsse. Wird er aber soweit gehn, was doch dann unausweichlich wäre, in dasselbe den ganzen Abschnitt V 4419 bis 6012 aufzunehmen? Ich glaube kaum. Jedenfalls bin ich nur seinem Wunsche nachgekommen,¹⁾ indem ich grade bei dem Verhältnis von V zu den übrigen Hs. so ausführlich verweilte, da ich vollkommen seine Ansicht teile, daß dieser Punkt für die ganze Rolandkritik von hoher Bedeutung ist.

3. Wir kommen nun zu einem Buche, an dem ich Fleiß und Gründlichkeit anerkenne, aber mit dessen Grundgedanken ich mich nicht einverstanden erklären kann. Ich spreche von Rambeau, die als echt nachweisbaren Assonanzen des Oxforder Textes der *chanson de Roland*, Halle 1878. R. hat die richtige Einsicht, daß O das handschriftlich zu erschließende Original nicht unverfälscht darstellt und daß zur Wiederherstellung desselben die übrigen Hs. herangezogen werden müssen, aber sein Verfahren ist recht unzweckmäßig. Er geht nämlich von den Assonanzen aus. Zeigen diese in O eine Mischung solcher Vokale, von denen R. glaubt, daß sie einst lautlich verschieden waren und sind die fehlerhaften Verse durch die übrigen Hs. nicht gestützt, so — haben diese Verse nicht im Original gestanden. Dieser Schluß setzt voraus, daß die jüngeren Hs. die im Original stehenden Assonanzen getreulich wiedergeben — und grade das Gegenteil ist der Fall.

Jede Hs. nimmt eine eingehendere oder oberflächliche Bearbeitung ihrer Vorlage vor, deren Veranlassung grade die Assonanzen sind. Schon V sucht dieselben an verschiedenen Stellen, wenn auch nur für das Auge, durch den Reim zu ersetzen, Vs, Vz, P etc. haben ihn überall durchgeführt. Aber diese größere Reinheit der Form wird nur ermöglicht durch Umstellung, durch Flickwörter, Zerdehnung der Zeilen, und selbst, auf die Gefahr hin den Sinn zu stören, durch völlige

Auslassung derselben. Man vergleiche z. B. was V 503—7 an die Stelle setzt von O 585—87, V 490—97 von O 596—602, V 644—48 von 714—16.

In Vs giebt T 41 die T 35 der Hs. O ziemlich getreu wieder, nur *mult estes bele e clere* wird durch *belle est* (lies *es*) *ét ben letree; ja ne l' dirat de France l'emperere* durch *ne dira hon en France la loee* ersetzt. Hier ist doch gar kein Zweifel möglich, daß *clere* und *emperere* dem Reime weichen mußten, Ebenso wurden in der folgenden Tirade für die Assonanz unanstößige Wörterwie *ferir*, *suffrir*, oder wie *Sarrazin*, *sabelin*, denn *in* war damals noch nicht im heutigen Sinne nasal, entfernt, weil sie dem Reime nicht gemäß waren. Also bieten die jüngeren französischen Hs. grade für Feststellung der Assonanzen den geringsten Anhalt. Da nun Rambeau auf die Art, wie diese von den einzelnen Ms. gestützt werden, sein Handschriftenverhältnis aufbaut, so muß auch dieses große Fehler haben. Er nimmt »fünf resp. vier« von einander verschiedene Redactionen an, deren eine die Oxforder und ältere Venezianer darstellen, die zweite die 6 übrigen französischen Hs., die dritte die altnordischen Bearbeitungen, die vierte die deutschen des Pfaffen Konrad, des Strickers und Karlmeinet und die fünfte die holländischen Fragmente, falls nicht die beiden letzteren auf eine besondere Quelle zurückgehen.



Einen der wesentlichsten Punkte, die Unabhängigkeit der Familie β von α , habe ich schon oben zu widerlegen gesucht, auf andere komme ich bei der Besprechung des Müllerschen Stammbaumes zurück. Ein Vorzug der Rschen Aufstellung ist, daß hier die altnordischen und die holländische Bearbeitung herangezogen sind und deren Stellung richtiger, als von Müller

erkannt ist. Dagegen hat mich die Art, wie er die holländischen Frg. behandelt, nicht befriedigt. Er polemisiert (S. 15) in ziemlich scharfer Weise gegen die Ansicht von G. Paris, daß die Frgm. L und H dem Oxforder Text folgen, R und B den jüngeren Texten zu folgen scheinen, und gegen die Gautiers, der ungefähr dasselbe, aber ohne die lobenswerthe Reserve von G. Paris vorbringt. Dagegen sind Rambeaus eigene Angaben so unbestimmt, daß Niemand sich aus ihnen ein Bild von dem wahren Verhältnis der Frgm. zu einander machen kann. Man wird ihnen schwerlich entnehmen, daß wo überhaupt mit einander korrespondierende Stellen der Frgm. erhalten sind, dieselben fast wörtlich übereinstimmen, so daß sie zweifellos nur von einander oder aus einer gemeinsamen Quelle abgeschrieben sein können.

Merkwürdiger ist noch, auf welche Gründe hin R. eine Verwandtschaft zwischen Kr. und den holl. Frg. annehmen will. Weil Kr. das französische *dames li sunt amies* (O 957) durch *minnoten in thie frouwen* und hV durch *beminden hem die vrouwen* übersetzt! Ja, konnten sie den Sinn des französischen *amie* überhaupt anders wiedergeben? Oder daß sie in einer so gewöhnlichen Wendung wie *er fuar von scare ze scare* übereinstimmen oder schließlich in einem so außerordentlich seltenen Flickwort wie *hant*. Der letzte Fall, den R. unter den scheinbaren Widersprüchen anführt, enthält einen wirklichen Widerspruch gegen sein ganzes System, Alles nur auf Assonanzen zu basieren. Es handelt sich um die Verse:

860/61. Li niez Marsilie il est venuz avant

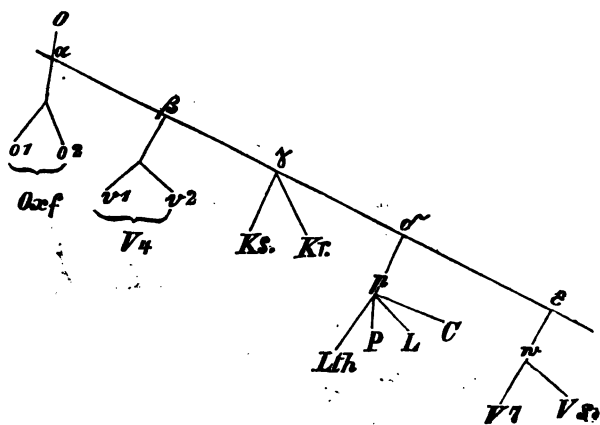
Sur un mulet od un bastun tuchant.

R. sagt richtig, daß die jüngeren Hs. zum Teil das *tuchant* aufgegeben haben, weil ihnen die Bedeutung desselben nicht klar war. Nun ist doch die Art, wie Vs, Kr und Frgm. die Lücke ausfüllen, höchst auffallend, nämlich Vs durch *en sa mant (main)* Kr durch *an there hant*, hV durch *in sijnder hant*, und R. müßte, wollte er seinem sonstigen Verfahren treu bleiben, unbedingt schließen: folglich sind Kr. und hV von Vs abhängig. Das thut er aber verständiger Weise nicht, sondern erklärt *hant* für ein unabhängig gewähltes Flickwort. Nun derselbe Vorgang ist verhältnißmäßig häufig passiert; an nichtssagenden Wendungen — nicht bloß im Reim, sind Kr und

die holl. Bearbeitungen überreich und es ist daher kein Wunder, wenn sie hier und dort mit einander in denselben übereinstimmen.

Aber man muß doch auch die Gegeninstanzen fragen. Wenn die holl. Frgm. Kr vor sich hatten — der umgekehrte Fall ist aus verschiedenen Gründen sehr unwahrscheinlich — wie kommt es, daß sie alle Zusätze Konrads, nachdem sie dieselben mit übernatürlichem Scharfsinn als solche erkannt hatten, bei Seite gelassen, trotzdem sie die kirchliche Tendenz mit ihm teilen? Wie kommt es, daß sie von seinen Reimen so wenig Gebrauch machen? Setzen sie einen besonderen Stolz darin, ihre Unabhängigkeit zu wahren?

Das ausgearbeitetste Schema zeigt die 3. Auflage der Müllerschen Ausgabe (1878) und ich kann mich nicht früher entschließen, meine Ausstellungen, die ich auch gegen dieses zu machen habe, vorzubringen, bevor ich meiner Hochachtung vor dieser eminenten Leistung Ausdruck gegeben habe. Wären Mü. manche Untersuchungen der letzten Jahre bekannt gewesen, so hätte er gewiß auch die wenigen Irrtümer verbessert. In nachfolgendem Stammbaum, den ich der Vorrede der erwähnten Edition entnehme, habe ich manche der vielen Mittelstufen, die Mü. annimmt, bei Seite gelassen. Die Frage der Mittelstufen bedürfte überhaupt einer besonderen Erörterung, scheint mir jedoch von geringerer Bedeutung und kann erst dann zu befriedigenden Resultaten führen, wenn man sich über die übrigen geeinigt haben wird.



Das Verhältnis der beiden wichtigsten Hs. O und V ist äußerlich richtig dargestellt, aber der graduelle Unterschied, in welchem sie zum Original stehen, doch nicht präcisirt.

Es scheint mir hier eine Bemerkung allgemeiner Art notwendig. Wenn ich mich nicht täusche, hat man bisher einen Punkt von höchster Wichtigkeit nicht genügend beachtet, nämlich, daß wir es beim Roland nicht, wie gewöhnlich, mit einer bloßen Handschriftenfrage zu thun haben. Stellt man die Frage so, welche Handschriften sind von einander oder aus gemeinsamen Quellen abgeschrieben, so wird wenig dabei herauskommen.

Zwar spricht Müller an verschiedenen Stellen von einem Uebearbeiter, aber damit meint er nur, wie z. B. Seite 418 ergibt, einen Schreiber, der hier und da einige Zeilen eingeschoben hat, und Rambeau gebraucht den Ausdruck Redactionen, aber man weiß nicht welchen Begriff er damit verbindet, da er O und V als zu einer Redaction gehörig ansieht. Es handelt sich aber darum zu zeigen, daß neben Abschriften, in denen unbedeutendere Abweichungen vorkommen, wie man sie wohl einem Schreiber zutrauen darf, planmäßige, auf das Ganze der Anlage gehende Erweiterungen stattgefunden haben. Um zur Erkenntnis des wahren Sachverhalts zu gelangen, ist es daher notwendig, jede Hs. zu charakterisieren, ob sie Abschrift oder das Resultat einer geringeren oder größeren Umarbeitung sei.

Zunächst ist es offenbar, daß das Verhältnis zwischen Vs und Vz ein ganz anderes ist, als das zwischen O und V. Die ersteren stimmen, wie man aus dem sehr geschickten Abdruck Försters leicht ersieht, im größten Theile des Textes und besonders fast stets in den Reimwörtern überein. An diesen bietet z. B.

Vs T 220 repaire, braire, retraire, aire, maire, doiaire,
aire, uiaire, maire, faire, contraire, Daire

Vz T 214 hat alle diese, nur einen Vers mehr.

P dagegen (T 205) repaire, graisles, perde, nouvelle, terre,
adverse, iestre, pesme, honestes, testes.

O T 159 repaire, glaisles, perte, nuvelet; tere, helmes,
estre, pesme, faire.

Man sieht, die Assonanzwörter in P stehen denen in O sehr nahe, während Vs und Vz, die die Mischung ai : e be-

seitigt und reinen Reim eingeführt haben, ausschließlich gemeinsame Reimwörter haben. Der Vers, den Vz mehr aufweist als Vs, gehört in seinem ersten Teile (*perdu arons tote Espegne*) auch P und O an, folglich ist Vz nicht aus Vs abgeschrieben.

Aber auch das Umgekehrte findet nicht statt, da Vs öfter eine ursprünglichere Lesart als Vz bewahrt hat (z. B. 39,14; 49,8; 54,6; 62,2 etc.).

In Vs T 222 (Vz T 216) haben diese wieder eine große Ähnlichkeit mit V, während P bedeutend abweicht. Sie beginnt

Vs Li cons. R. quant il les uit venir
tant se fait fier cil le puisse garir
que le profete fist del pais or issir
le cons fut mot de merueillos air
ains i mosra qi lor *ueille* fuir
sist el cheval con cleme Velantir.

V 2267 Li cont Rollant quant eli vit venirs
tant se fait proç et tant sefa ardis
cum fait el leons quant e mal talentis
anci li muroit que il uoil fuirs
seit il çivals cum clama ualiantis.

P T 207 Li dus Rollans oit son oncle venir
tant par est fiers et de si grant air
miex weult morir que il *deignast* fuir
ses esperons *fist au cheval* sentir.

Folglich sind Vs und Vz auch nicht aus P abgeschrieben oder überhaupt aus dieser Handschrift direct hervorgegangen. Da wir jedoch bald sehen werden, daß sie trotzdem mit P viel Gemeinsames haben, so war die Umarbeitung, welche aus der mit P gemeinschaftlichen Vorlage ihre Quelle (v) hervorbrachte, eine nicht tief einschneidende. Sollte man darauf bestehen, einen Mann, der eine solche vornimmt, noch einen Schreiber zu nennen, so habe ich nichts dagegen; der Name thut nichts zur Sache, es kommt nur darauf an, daß man sich von seiner Thätigkeit ein deutliches Bild mache.

Ebenso besteht zwischen P, Lth und L ein näheres Verhältnis. Zahlreiche Beispiele führt Müller zu den betreffenden Stellen an (s. bes. 1292, 1428, 3329—34). Im Einzelnen ihr Verhältnis unter einander und das von C, das für sich zu stehen

scheint, zu ihnen zu erörtern, unterlasse ich, denn es ist schwierig, wenn auch nicht unmöglich, so lange keine vollständigen, sorgfältigen Ausgaben von ihnen vorliegen. Hoffentlich läßt die angekündigte Edition von Förster nicht lange auf sich warten.

Für beachtenswert halte ich aber Folgendes: Die beiden Gruppen v und p haben hinter O P 92 einen größeren Einschub gemeinsam: in P T 82—111, in Vs T 102—132. Dieser ist sehr instruktiv. Zunächst sehen wir, auf welche Weise unser Gedicht in Abschnitte geteilt wurde, damit der Jongleur, sei es nun, daß dieser selbst der Umdichter war oder daß für ihn gedichtet wurde, je nach Belieben an verschiedenen Punkten desselben beginnen könne, während es ursprünglich ein fortlaufendes Ganze bildete. P schildert zunächst in Str. 82 in einigen allgemeinen Strichen die Situation, wie Einer, der zu erzählen beginnt, aber bei seinen Zuhörern eine gewisse Bekanntschaft mit seinem Gegenstande voraussetzen darf:

Quant Karlemaines ot son ost devisée
Vers douce France a sa voie tournée
L'arriere-garde ot Rollant commandée
E cil la fist, ne l'a pas refusée.

Inhaltlich knüpft unser Bearbeiter ungefähr an O T 64 an, aber er scheint ein sehr geringes Interesse an seinem Helden zu nehmen, denn er ist gar nicht bei der Sache. Trotzdem wir uns hier in der Schlucht von Roncevaux befinden, läßt er Roland in die Kirche gehn und dort die Messe hören. Dann gürtet ihm sein Knappe das Schwert um, Roland besteigt sein Ross und beginnt ein Gebet. Dasselbe hat in seinem Eingange Ähnlichkeit mit dem Gebete Karls vor dem Kampf mit Baligant, dehnt sich aber übermäßig aus und läßt neben St. Peter und St. Paul sogar nicht die heilige Susanne unerwähnt — ein starkes Stück für einen Helden von der Gemütsbeschaffenheit Rolands, der, wie ausdrücklich bemerkt wird, die Feinde schon gesehen hat. T 84 u. 85 enthalten Ermahnungen Rolands an die Franken. Das Folgende zerfällt in 2 Teile, deren erster (T 86—96) ausführlich schildert, wie die Begleiter Rolands sich rüsten, indem jedem Einzelnen derselben eine besondere Strophe eingeräumt wird. Die vorhergehenden Tiraden (bei Vs 77—85) hatten nämlich die Führer der Heiden einzeln auftreten lassen und es sollte dem offenbar ein Gegenstück an die Seite gesetzt werden.

Aber noch mehr. Der frühere Dichter, für den Roland fortwährend im Vordergrund steht, hatte sich begnügt, zu beschreiben, wie dieser sich rüstete, und als völlig selbstverständlich übergegangen, daß seine Genossen das Gleiche thaten. Inzwischen hatte sich jedoch das Ritterwesen mit allen seinen Ceremonieen entwickelt und mit der im Mittelalter allgemein verbreiteten travestierenden Auffassung der Vergangenheit verlangte das Publikum zu hören, daß Roland, sollte er anders ein wirklicher Held sein, es vor der Schlacht genau so gemacht habe, wie sie es gewohnt waren. Zunächst war es nun den Gebräuchen des 12. Jhd., wohin wir die Quelle von p und v (=v) wohl noch zu setzen haben, nicht entsprechend, daß Roland sich selbst das Schwert umgürtete, sondern dies ist die Pflicht des Knappen, der dafür von ihm zum Ritter geschlagen wird:

P. et cil la ceinst, qu'en donna grant colee
oder wie Vz will quin donra grant colee.

Ebenso durfte die Beschreibung desselben Vorgangs bei den Andern nicht übergangen werden.

Es ist also die Erweiterung vorgenommen worden, um dem veränderten Zeitgeschmack zu genügen, und nun ist das Bemerkenswerte, daß nicht etwa das Veraltete wegfällt, sondern es bleibt neben dem Neuen stehen. Besonders eine Stelle bietet ein eklatantes Beispiel davon, wie auf diese Weise, vom Ueberarbeiter gar nicht beabsichtigt, jene schon so oft disputirten Repetitionsstrophen entstehen, und hat daher, ebenso wie einige andere, für unsere Kenntnis der Entwicklungsgeschichte des französischen Epos eine ähnliche Bedeutung, wie gewisse rudimentäre Organe bei den Tieren für deren Geschichte. Das Faktum, daß Roland sich zum Kampf mit den Heiden rüstet, das natürlich an dem einen Morgen nur einmal geschehen ist, wird dreimal an verschiedenen Stellen der Erzählung ausführlich beschrieben: Vs T 69, T 128 und T 102. Die erste entspricht der Tirade, die Gautier hinter O 64 aufgenommen hat und die wirklich in x¹⁾ stand, aber von O ausgelassen wurde; die zweite (T 128) entspricht O T 92. Der Grund, warum ein späterer Bearbeiter hier noch einmal in den

¹⁾ über diese Bezeichnung s. meinen Stammbaum.

Versen 1155—62 das Aussehen Rolands und die Teile seiner Rüstung beschreibt, ist wahrscheinlich in seiner Vorliebe für *an*-Strophen zu suchen. Der Schreiber von O, der wie wir noch sehen werden, das Ganze seiner Vorlage mit einer für seine Zeit bemerkenswerten Kritik betrachtete, hielt eine von beiden Strophen¹⁾ für überflüssig und ließ sie weg. Dasselbe hat er auch an anderen Stellen gethan. Was schließlich γ veranlaßt hat, die T. 102 hinzuzudichten, darüber habe ich soeben gesprochen.

Aehnlich verhält es sich mit dem zweiten Teile des Einschubs (P T 97—110, Vs T 117—130). Diese Tiraden enthalten die wiederholten Aufforderungen Olivers, Roland möge sein Horn blasen, dessen Antworten u. s. w., sie entsprechen also inhaltlich den O T 84—92. Vs hatte diese schon in ihrer früheren Form durch die Tiraden 88—101 wiedergegeben, es läßt also wiederum den alten Text neben dem neuen bestehen.

P. hatte gleichfalls die älteren Strophen neben den jüngeren; dies verrät uns der Rest derselben (bei Michel Tir. 81). Die Lyoner Hs. beginnt erst mit P. T. 88, wir wissen also nicht, ob in seiner Vorlage sich der Einschub befand, aber es ist wahrscheinlich; ebenso weiß ich es nicht von C. Von den Lothringer Fragmenten erstreckt sich das eine nur von O Vers 3327—3422, das andere gehört ausschließlich den jüngeren Bearbeitungen an, denn es erzählt die Flucht Ganelons etc. Nur Vz hat an der Wiederholung Anstoß genommen und deswegen die älteren Tiraden, die zweifellos in seiner Vorlage (γ) standen, teilweise ausgelassen, zeigt also ein ähnliches Verfahren, wie ich es von O. voraussetze.

Schon dieser umfangreiche Einschub ergibt, daß die Umarbeitung, aus welcher v und p hervorgegangen sind, eine gründliche und planmäßige gewesen ist. Aus einem andern Grunde hatte man sie bisher auch schon, wie ich oben angegeben habe, unter der Bezeichnung Remaniements zusammengefaßt, weil in ihnen die früheren Assonanzen durchweg in Reime verwandelt sind.

Nachdem ich nun gezeigt habe, daß diese Remaniements aus einer Quelle mit V entstanden sind, bleibt mir nur noch das Verhältnis zweier franz. Hs. zu erörtern übrig, das von O und V.

¹⁾ nämlich die ebenerwähnte (= Gautier T. 68).

Zunächst nun dürfen wir diese beiden nicht unmittelbar mit einander vergleichen. Denn V trägt ein ganz fremdartiges Gewand, das man mit dem Namen frankoitalienisch nicht übel bezeichnet hat. Auf welche Weise es dasselbe erhalten, ist noch nicht aufgeklärt; da die Hs. in Italien aufgefunden worden ist, ist es wahrscheinlich dort geschehen. Wir müssen sie uns auf einer früheren Stufe (β') von diesem befreit denken. Ferner enthält sie eine längere Episode von der Eroberung Narbonnes, die, vermutlich von einem französischen Jongleur, einer *geste* aus dem Cyclus des Aimeri von Narbonne entnommen wurde. Ich sage einem französischen, weil ein italienischer wohl nicht genug französisch verstand, um die Episode an das frühere anzuknüpfen, wenn dies auch sehr oberflächlich geschehen ist. Da diese Episode nicht in die jüngeren Hs. übergegangen ist, welche aus β geschöpft haben, so kann sie sich nur in β' , nicht in β befunden haben. Wir vergleichen also β , sozusagen die gereinigte Gestalt von V, mit O. Nun tragen diese beiden, im Vergleich zu den jüngeren Hs., den Stempel größerer Altertümlichkeit in Sprache und Stil, und da sie neben vielem Gemeinsamen auch ganz bedeutende Abweichungen zeigen, so gerathen wir in große Verlegenheit, welcher von beiden wir den Vorrang einräumen sollen. Der Annahme, daß etwa β ebenso aus O entstanden sei, wie die jüngeren Hs. aus β , steht entgegen, daß β allein einige Tiraden enthält, die der Zusammenhang unbedingt erfordert. Auch kann O nicht aus β entstanden sein, da gewisse Teile, z. B. die Erzählung von der Alda, zweifellos in O in älterer Form erhalten sind, als in β .

Stellen aber beide zusammen die gemeinsame Quelle dar, wie sollen wir mit dem Plus verfahren, das V gegen O, das O gegen V aufweist? Sind Beide gleichberechtigt?

Unter diesen Umständen erlangen die ausländischen Bearbeitungen¹⁾ eine besondere Bedeutung.

a) Nicht die holländische, von der ich schon oben gesprochen habe, weil diese, wenn sie auch eine alte Vorlage benutzte, doch diese sehr ungenau wiedergibt, Lücken aufweist und so uns an den schwierigsten Stellen im Stich läßt.

¹⁾ ich habe diesen Ausdruck in der Regel dem längeren »Bearbeitungen in fremden Sprachen« vorgezogen.

b) Auch die deutsche Bearbeitung des Pfaffen Konrad leistet das nicht, was sie uns hätte sein können. Daß ihre Vorlage das hier zunächst von uns gesuchte Original (α) war, läßt schon die Chronologie vermuthen. Das Gedicht Konrads ist, wie man jetzt allgemein annimmt, um 1130 entstanden, die Handschrift O dagegen wird zwischen 1150 und 1160 gesetzt, also kann Kr sie nicht benutzt haben. Ferner enthält Kr. eine Anzahl Strophen und Verse, die in α gestanden haben, in O dagegen fehlen. Ferner kann auch β oder gar eine noch jüngere Bearbeitung, wie Müller annimmt, nicht Konrads Quelle gewesen sein, weil Kr und O stellenweise übereinstimmen und im Gegensatze zu diesen das Ursprüngliche bieten. Man vergleiche O 3708 mit Kr 8685, 3709—10 mit 8691—93, 3713—16 mit 8696—8706.

Diese Verse, in denen Kr so eng mit O zusammengeht, wie sonst selten, stehen in β überhaupt nicht.

Aber doch ist damit nicht viel gewonnen. Kr giebt nämlich seine Vorlage in sehr freier Weise wieder. Dies wird zum Teil schon durch seinen vom französischen ganz verschiedenen Vers bedingt. Wenn ferner seine Angabe richtig ist

9080 alsô iz ane thème buoche gescriben stât
in franziscer zungen
so hân ih iz in thie latîne bethwungen
thanen in thie tiutiske gekêret,

so mußte durch diese doppelte Uebersetzung auch viel vom Ursprünglichen verloren gehn. Aber vor allem hat Kr gar nicht die Absicht, diese getreu wiederzugeben, sein Werk ist vielmehr eine freie Umdichtung.

Er trägt überall seinen streng kirchlichen Standpunkt hinein. So beginnt er sein Gedicht mit einem Gebet von 360 Versen und fügt dann wieder der ersten französischen Strophe hinzu (V 371 ff.): Hätten die Heiden Karl Berge von Gold gegeben, er hätte sie nicht genommen, wenn sie nicht Christen geworden wären. Es soll dies im Voraus eine Verteidigung des Benehmens Karls sein, damit man nicht etwa glaube, die Geschenke des Marsilies seien der Grund gewesen, daß er von der Eroberung Saragossas Abstand nahm und abzog. Oder 2364:

1) z. B. Kr. 5192—5206 = V 1392—1409 + Ka.

ther tiuvel gaf ime then sin.

Es fehlen selbst wörtliche Anführungen aus den Psalmen nicht, z. B.

7697 Tho sprah ther keiser hêre:

»nu venemet ouh mêre.

vone then heithenen stêt gescriben thâ:

mors peccatorum pessima

there suntâre tôd ist freislih,«

wozu Bartsch: Ps. vulg. 34, 22 als Quelle nachweist:

Ebenso 7726 vile ist there er gelathet hât

lutzel ist there erweleten.¹⁾

und so öfter. Aber er scheut sich auch nicht, kürzere oder längere Zusätze anderer Art zu machen; so z. B. beschreibt er viel ausführlicher als seine Vorlage die Kleidung Ganelons (1610ff.) und erzählt die Genealogie seines Rosses (1626ff.). Bei der Trauer um Roland fielst Karl Blut aus den Augen, so daß der Stein, auf dem er saß, noch heut davon naß ist (7568ff.). V. 7791 wird behauptet, daß die Baiern von den Armeniern abstammen, V. 2712 verspricht Marsilies dem Ganelon, daß sein Sohn Balduin nach ihm im Reiche der Sarazenen herrschen solle u. s. f.

Aber was schlimmer als diese Zusätze ist, die immerhin, könnten wir sie nicht mit Hülfe anderer Ueberlieferungen als solche konstatieren, uns manche Rätsel aufgeben würden; es fehlen ganze Stücke in Kr. Von den beiden älteren Hs., der Straßburger und der Heidelberger, war die erste bis vor Kurzem, aber nur in Fragmenten erhalten und die zweite zeigt hinter V. 3083 eine bedeutende Lücke.

Jedoch fehlt auch zu andern Stellen des französischen Textes das Entsprechende, z. B. für O 1367—1448, wofür ich später eine Erklärung versuchen werde.

Ich erwähne nur noch einzelne Mißverständnisse und Ungenauigkeiten. T 97 beginnt E. Gerins fiert etc., Kr hat daraus (V. 4495) Egeris gemacht, indem er das e (und) zum Namen gezogen hat; auffälliger ist dies beim folgenden Namen Egeriers (V. 4537), da hier das E von dem Namen durch zwei Worte getrennt ist, denn es heißt O 1269 E sis cumpainz Geriers

¹⁾ vgl. Matth. 22, 14.

fert etc. Vielleicht darf man daraus schliessen, das in Krs Vorlage diese Worte umgestellt waren. Uebrigens hätte er bei einiger Aufmerksamkeit seinen Irrtum bemerken müssen, da mehrere der folgenden Tiraden gleichfalls mit E und zwar vor Vokalen beginnen und E Anseis, E Engeliers und E Otes zusammenzuziehn, hat selbst er nicht versucht. Der umgekehrte Fall, eine unrichtige Trennung, liegt vor, wo er entresqu' a Durestant (O 870) wiedergibt durch unze an Urstamme.

Ein grobes Mißverständnis liegt vor, wenn er V. 658 eglentier durch adelare übersetzt, selbst wenn man annehmen will, das ihn eine Schreibung aiglentier seiner Hs. dazu verführt habe, und eine Ungenauigkeit, um dies Sündenregister zu schliessen, wenn (V. 2364) Marsilies um zu schwören Apollo, also dessen Bildsäule, herbeitragen läßt, während es in O heißt

V. 610. Marsilies fait porter un livre avant,
La lei i fut Mahum e Tervagan.

c) Eine ganz andere Wichtigkeit hat schon nach ihrer äußeren Anlage die altnordische Ueberlieferung und wir müssen uns bestreben über den Wert derselben für die Kritik des Rol. ein möglichst bestimmtes Urteil zu bilden. Sie geht auf eine Uebersetzung zurück, die wahrscheinlich unter Hako Hakonarson, der von 1217—1263 regierte, angefertigt wurde. Dieser hatte ein starkes Interesse für die französische Dichtung und ließ nicht nur eine grössere Anzahl ritterlicher Erzählungen in seine Muttersprache übertragen, sondern auch verschiedene ihm bekannte gesten, welche sich mit der Person Karls des Grossen beschäftigten, in eine Kompilation, Karlamagnussage¹⁾ genannt, vereinigen. Diese Uebersetzung ist uns in einer älteren Fassung in 2 Originalhs. des 14/15 s. (bei Unger A u. a) und in einer bedeutend jüngeren in 2 Kopieen erhalten (B, b). Ich berücksichtige daher im Folgenden nur die Lesarten A und a.

Rambeau meint nun²⁾, die Ks. gebe bis V. 2562 den Oxford Text fast Vers für Vers, Wort für Wort wieder, nach V. 2562 sei sie jedoch bedeutend verkürzt. Ganz ähnlich spricht sich Dönges³⁾ aus. Besonders behaupten Beide mit Bestimm-

¹⁾ herausgegeben von Unger. Eine anerkannt vortreffliche Uebersetzung derselben gab Koschwitz, Rom. Studien III, 295—350, nach welcher ich im Folgenden citieren werde; selbstverständlich habe ich das Original daneben benutzt.

²⁾ a. a. O. S. 13.

³⁾ Dönges, die Baligantepisode im Rolandsliede, Heilbronn 1880. S. 5.

heit, daß die Ks. die sogen. Baligantepisode ausgelassen habe; trotzdem ihre Vorlage sie enthielt. Ueber diesen Punkt werde ich im nächsten Kapitel ausführlich zu handeln haben; hier nur die eine Frage: entspricht es den Regeln der Kritik, von einem Uebersetzer, der dort, wo wir sein Verfahren durch die Uebereinstimmung sämtlicher Texte kontrollieren können, seine Vorlage mit großer Treue wiedergibt, ohne die gewichtigsten Gründe anzunehmen, daß er plötzlich sein System geändert und an 2 Stellen zusammen gegen 1000 Verse ausgelassen habe? Nein; wenn er diese Abschnitte nicht wiedergibt, so kann der Grund nur der sein, daß seine (französische) Vorlage sie nicht enthielt.

Ferner darf man nicht davon reden, daß der letzte Teil der Ks., und zwar die Kapitel 39 bis 41, den Oxforder Text abkürze, da er ganz andre Fakten bringt als dieser. In O (V. 2882 ff.) unterstützen den König Karl, als er bei der Leiche Rolands ohnmächtig wird, 4 Barone und lehnen ihn gegen eine Fichte, in Ks. (S. 345) ist nur der Herzog Naimes bei ihm und dieser »eilte geschwind nach einem fließenden Wasser und sprengte es dem König ins Antlitz.« Dann folgt in Ks. ein längeres Stück von dem Schwerte Rolands, das Niemand der Hand des Toten habe entreißen können, bis es ihr zuletzt, auf Karls Gebet, von selbst entfiel. Kap. 40 wird zum größten Teil von der Erzählung eingenommen, daß Gott, um die Leichen der Christen von denen der Heiden zu unterscheiden, ein Wunder habe geschehen lassen, indem während der Nacht über die Leichen der Ersteren Dornsträucher hervorwuchsen und sie bedeckten, während die Körper der Christen frei dalagen. Der Schluß des Kapitels von »sodann liefs der König große und wolgebaute Bahren anfertigen« (S. 347 unten) geht etwas näher mit O und entspricht, aber auch uur ungefähr, den Tir. 214, 215 und dem zweiten Teil von T 269.

Die Episode vom Schwerte Rolands bietet keine französische Hs.; es ist aber bei dem Charakter der Ks. ganz undenkbar, daß sie aus der Phantasie ihres Bearbeiters stamme. Folglich geht Ks. auf eine nicht erhaltene, von den unsrigen abweichende Version (k) zurück. Von der Episode von den Dornen sagt Rambeau¹⁾,

¹⁾ a. a. O. S. 13.

dafs sie sich in dem Schlussgedicht des *Rom. de Ronceval*. wiederfinde und scheint damit andeuten zu wollen, dafs Ks. dies Stück aus dem *Rom. de Ronceval*. (= *Remaniements*) entnommen habe. Vielleicht war Müller auch dieser Ansicht, und dies für ihn ein Hauptgrund, die Abhängigkeit von Ks. von den jüngeren fr. Hs. anzunehmen. Tatsächlich aber stellt sich die Sache so dar.

An der O 2951 ff. entsprechenden Stelle (T 263) folgt die Hs. P¹⁾ der Erzählung der älteren fr. Hs. ziemlich genau und erwähnt auch nichts von dem Wunder. Trotzdem also hier schon berichtet war, wie Karl Roland und dessen Begleiter beklagt und den größten Teil derselben in Ronceval begraben habe, wird diese ganze Geschichte in P noch einmal, aber in anderer Form von T 330 ab erzählt, welche mit einer großen Initialie beginnt, wobei dann die Tir. 335 und 336 das Strauchwunder enthalten. Wahrscheinlich hat ein Jongleur, der zuerst die erste Version allein vorgetragen hatte, später eine andre kennen gelernt, die ihm romantischer schien; flugs begann er:

Grans fu li diaus la nuit en Roncevauls

La clartez luist etc.

denn von einer Komposition war schon nicht mehr die Rede, der epische Ausdruck war damals, wir stehen im 13. s., zur epischen Phrase geworden; fertige Formeln wurden *ad libitum* an einander gereiht, so lange der Stoff reichte.

Wie kommt aber Ks. zu dieser Episode? Aus P kann sie diese nicht wohl entnommen haben, denn sie befindet sich dort an ganz anderer Stelle, als in Ks. und auch mit Zusätzen ausgeschmückt, die Ks. nicht hat. Auch hier gilt also wieder, dafs k (die Vorlage von Ks.) diese Episode, und zwar in einer reineren Fassung als die jüngere fr. Hs., geboten haben muss. k ist aber auch, wie wir gesehen haben, von O an einigen Stellen verschieden, da sie aber andererseits den größten Teil mit ihr gemeinsam und nicht die Zusätze der jüngeren Hs. hat, so muß k oder Ks, was für uns gleichbedeutend ist, mit O auf eine gemeinsame Quelle zurückgehn, die ich x nennen will.

Eine Verkürzung der Vorlage darf man nur bei Kap. 41 annehmen. Eine solche verrät schon der Wortlaut z. B. »und

¹⁾ und ebenso die anderen jüngeren Hs.

als diese Leute an einem Orte zusammengekommen waren, da wurde das von weisen Männern auseinandergesetzt und besprochen.« Da ist kein Zweifel möglich, daß das französische Epos an dieser Stelle wirkliche Reden enthielt, die in der Uebersetzung zusammengefaßt werden. Ebenso im Folgenden: »und da geschah es wieder wie immer, daß der Herzog Nemes in dieser großen Versammlung auftritt und dann eine lange und außerordentlich kluge Auseinandersetzung vortrug.« So spricht die Ks. sonst nie, sie steht ihrer Vorlage naiv gegenüber, dieser referierende, ein wenig spöttisch-überlegene Ton ist ihr ganz fremd; während sie sonst nur direkte Reden kennt, (noch Kap. 39 u. 40 geben deren mehrere), hat dies Kapitel nur indirekte. Daher ist es vielleicht erlaubt anzunehmen, daß Kap. 41 ein Zusatz der Bearbeitung A, a ist.¹⁾ Ich komme auf diesen Punkt noch später zurück; zunächst müssen wir das Verfahren der Ks. an dem kontrollirbaren Teile etwas genauer studieren.

Einige Beispiele werden genügen, um anschaulich zu machen, wie getreu sie im Allgemeinen ihre Vorlage wiedergibt. Ich nehme gleich den Anfang des Rol.

1. Carles li reis, nostre emperere magnes
Set anz *tuz pleinz* ad estet en Espagne

»Der König Karlamagnus war 7 Jahre hinter einander in Spanien«; also bloß das Beiwort *nostre emperere* fehlt.

Tresqu'en la mer cunquist la tere altaigne
wird etwas ungenau wiedergegeben durch:

»und unterwarf sich Alles am Meere entlang«;
allerdings drückt sich das Original auch nicht sehr deutlich aus.

Ni a castel ki devant lui remainet,
Murs ne citet n'i est remes a fraindre
Fors Saraguce, k' est en une muntaigne.

»so daß weder eine Stadt noch ein Schloss da war, das er nicht unterworfen hätte, noch eine Landschaft, oder ein Ort, außer Saraguzza, welches auf einem Berge steht.« Im Allgemeinen ziemlich genau, wenn wir von der Vertauschung einiger gleichbedeutender Redewendungen absehen.

¹⁾ Es hat früher 6 Hs. der Ks. gegeben, von denen 4 bei dem großen Kopenhagener Brand zu Grunde gegangen sind, 2 von den letzteren sind wenigstens in Abschriften erhalten (bei Unger B, b); vielleicht stellten die beiden andern eine ältere Redaktion dar, welche Kap. 41 nicht enthielt.

V. 7. Li reis Marsilies la tient, ki Deu nen aimet
Mahumet sert e Apollin reclieimet

Ne s' poet garder, que mals ne li ateignet

»Dartüber herrschte der König Marsilies, (der Heide), der Gott nicht liebte, (vielmehr) an Mahumet und Apollin glaubte; aber die werden ihn täuschen.« Die letzte Zeile ist ganz frei umschrieben. Die Frage, ob die Ks. zur Herstellung verdorbener Assonanzen geeignet ist, beantwortet sich dadurch, daß allein in der ersten Tir. 5 Assonanzwörter, also über die Hälfte aller, nicht gestützt sind, garnicht *la tere altaigne*, aber auch nicht *remaigne, fraindre, reclaïmet, anteignet*, weil für sie auch andre Synonyma gestanden haben können; und doch sind sämtliche Assonanzen richtig, wie die Uebereinstimmung der fr. Hs. unter einan der beweist.

Vergleichen wir ebenso Tir. 2 mit dem Anfang von Kap. 2 der Ks., so finden wir gleich an der Spitze derselben den Zusatz »da geschah es eines Tages«. Solche Zusätze, welche dazu bestimmt sind, eine Art Ueberleitung von einer Tirade zur andern zu bilden, begegnen uns in der Ks. öfter. So z. B. Kap. 6, wo Ks. in der Mitte des Kapitels (S. 304) einen neuen Abschnitt mit den Worten beginnt: »Da er so lange heftig geredet hatte, da antwortete Rollant und sprach so«, während das Original (O 313) nur hat: Respunt Rollant; die vorhergehenden Reden hatte Ks. dabei genau widergegeben. Ebenso Kap. 8 Anfang: »Es ist nun davon zu sprechen, daß die Gesandten u. s. w.«

Nur scheinbar liegt eine Aenderung in V. 11 vor, wo die Ks. *en un vergier suz l'umbre* wiedergibt durch »unter einen Oelbaum in den Schatten«. Denn V hat gleichfalls

Desot une olive seit alaç allombre,

also stand *ses une olive* in Ks. Vorlage.

Die Assonanz dulce (V. 16) wird von Ks. nicht gestützt und man könnte nun glauben, daß sie nicht im Original gestanden habe, weil die Tir. in *un-e* assoniere; aber soll »und sich auf einen Marmorstein setzte« nicht (*sur on perrun de marbre bloi*) se *culchet* widergeben, das auch regelwidrig ist? Und nimmt man diese eine Unregelmäßigkeit in der Assonanz als gesichert an, so kann auch behauptet werden, daß die Vorlage von Ks. auch V. 10 mit einem dritten falschen Assonanz-

wort (Saraguce) geboten und Ks. diesen Vers nur deswegen ausgelassen hat, weil sein Inhalt schon aus der vorhergehenden Tir. bekannt ist. Man sieht, die Ks. kann uns für die Assonanzen von keinem großen Nutzen sein.

Der Fehler »Valsundi« statt Val Funde (V. 23) ist durch Verlesung entstanden. Namen werden von Ks. häufiger verstümmelt, z. B. Auxiens statt Anseis, Böering statt Borengier, Valdíbrun statt Valdrabum u. s. f.

Von Zusätzen sind außer den oben erwähnten noch solche anzuführen, wo die Worte des Originals paraphrasierend umschrieben werden, so z. B. in dem oben angeführten V. 9;

ferner V. 156 Uncor purrat guarir

»noch mag Gott ihm helfen, wenn er das thun will« (S. 300).

V. 77. Dient paien: de ço avum asez

»die Heiden erwiderten: wohl hast Du gesprochen und wir werden es besser ausführen« (S. 298) u. s. f.

Schwieriger ist festzustellen, ob die Ks. überhaupt mehr, als einzelne, für den Zusammenhang nicht notwendige Worte wovon wir schon Beispiele gehabt haben, ausgelassen hat. Wo sich in dieser Beziehung zwischen ihr und O Differenzen zeigen, sind es meistens Wiederholungsverse und es scheint mir kaum möglich zu entscheiden, ob diese schon in der Redaktion x vorhanden gewesen und von Ks. ausgelassen worden sind, oder ob sie erst später wiederholt wurden. So wird V. 72 fast genau so in V. 80 wiederholt, die Verse 135 und 136 kehren in 153 u. 154, nur mit veränderter Assonanz, wieder.

Ich habe diese Charakteristik von Ks. so speziell gehalten, um zu zeigen, daß die nachweisbaren Abweichungen von ihrer Vorlage nur geringfügig sind und den Inhalt nicht alterieren. Ihrer Vorlage aber, oder vielmehr der mit ihrer Hülfe erschließbaren Redaktion x, werden wir ein verhältnismäßig hohes Alter zuerkennen müssen, wenn es mir im folgenden Kapitel gelingen sollte, nachzuweisen, daß sie die Baligantepisode nicht enthielt.¹⁾

¹⁾ Außer Ks. wird die altnordische Uebersetzung noch durch eine dänische Chronik repräsentirt, von der Koschwitz, Rom. Stud. Bd. II, S. 14 f. ausführt, daß sie auf eine schwedische, und diese wieder auf unsre altnordische Bearbeitung zurückgeht. Die dänische Chronik weicht zwar in manchen Punkten von der Ks. ab, aber

d) Aus noch früherer Zeit aber stammte das französische Rolandslied, das wir in der lateinischen Uebersetzung des *Carmen de prodicione Ganelonis* besitzen. Dieses wurde bis vor kurzer Zeit mit unverdienter Geringschätzung behandelt. W. Grimm¹⁾ sagte: »das lateinische Gedicht mag die Vorlage absichtlich gekürzt haben.« Gautier²⁾ hat auch eine sehr geringe Meinung von demselben und scheint seine Abweichungen für willkürliche Aenderungen zu halten. Anders Graevell³⁾ »daß CR [*Carmen*] eine Vorlage gehabt hat, die auf dem Volksgesange basirt, läßt sich daraus schliessen, daß es neben auffallenden Abweichungen von r [den fr. Hs.], oft fast wörtliche Uebereinstimmung mit dem überlieferten Rolandsliede zeigt.« Er hält also die Aenderungen nicht für willkürlich, sondern durch eine ältere Vorlage bedingt. Eingehend untersucht aber hat das Verhältnis erst G. Paris in *Romania* XI, 465 ff., wo er auch einen kritischen Abdruck des Gedichtes mit vielen Textverbesserungen giebt. Seinen Ausführungen schliesse ich mich im Folgenden an.

Das *Carmen* beginnt mit einer Einleitung von 14 Versen. Von diesen geben die beiden ersten den Inhalt des Gedichtes mit kurzen Worten an, sie bilden den Prologus:

Condita pro donis fraus hic manifesta Guenonis
Per quam decepit Gallos cum dona recepit.

Die übrigen 12 Verse enthalten Lobeserhebungen Karls in schwülstigen Ausdrücken. V. 15 beginnt dann die eigentliche Erzählung.

Aber diese weicht grade im Anfang ganz bedeutend von x ab. Der König Karl hat 7 Jahre in Spanien Krieg geführt und zuletzt die Stadt Morindia (in O [V. 97] Cordres) eingenommen. Er ist des Krieges müde und will nach Hause ziehn. Dem widerspricht Roland aufs Entschiedenste. Nur das eine Saragossa sei noch zurück, das dürfe man nicht im

dies sind augenscheinlich jüngere Aenderungen, so z. B. wenn sie Turpin, mit Rücksicht auf die unter seinem Namen gehende Chronik, den Kampf von Ronceval überleben läßt. Da mich meine Vergleichung gelehrt hat, daß sich aus ihr für die Rolandkritik so gut wie gar kein Nutzen ziehen läßt, so habe ich sie, um meinen Stammbaum und die Darstellung nicht unnötigerweise zu complicieren, ganz fortgelassen.

1) Einl. zu *Ruolandes Liet* S. 99.

2) *Epop. fr.* III² 569.

3) *Charakt. d. Pers. i. Rol.* S. 33.

Besitze des verräterischen Marsilies lassen. Karl solle daher an den Sarazenenkönig einen Boten schicken und Unterwerfung von ihm verlangen. Zu diesem Posten wird Ganelon von Roland bestimmt (judice Rolando). Es fehlt also gänzlich die Ratversammlung des Marsilies und die Absendung der sarazenischen Gesandten (O T 2—7), die Aufzählung der Pairs (T 8), die Reden derselben und manches Andre.

Im Folgenden sind wesentliche Unterschiede:

1. Weder in dem Briefe Karls, noch in der Rede des Ganelon (V. 109ff.) ist von der Taufe des Marsilies die Rede, die in O eine so große Rolle spielt.
2. Dem C fehlt die Figur des Blancandrin; anstatt seiner tritt die Königin vermittelnd dazwischen, als Marsilies den Ganelon schlagen will.
3. Als Ganelon an den Hof des Marsilies kommt, hat er noch nicht die Absicht, seine Genossen zu verraten; erst durch Schmeicheleien und Bestechung wird er von Marsilies dazu gebracht.
4. C hat die Träume Karls nicht.
5. In C fehlt die Erzählung von der Rüstung der Heiden (T 70—80).
6. In C. sieht Roland die Feinde und weiß sofort, daß er verraten ist; in O dagegen teilt ihm der auf einem Hügel stehende Oliver das Herannahen derselben mit und Roland sträubt sich gegen die Vermutung, daß sein Stiefvater an ihm zum Verräter geworden sei u. s. f.

In allen diesen Fällen liegt keine Verkürzung vor, sondern eine andre und, wie man auf den ersten Blick sieht, einfachere Darstellung. Es ist nicht daran zu denken, daß der Verfasser des Carmens, der, wie gewisse Stellen untrüglich beweisen, aus dem Französischen übersetzte, derartige einschneidende Aenderungen, zu denen er nicht die geringste Veranlassung hatte, vorgenommen haben soll, durch welche die ganze Erzählung zu einer andern wurde. Ferner ist seine Darstellung viel logischer und steht der Geschichte näher, als die französische Ueberlieferung, wie ich im 3. Kapitel zeigen werde. Allerdings ist in Bezug auf den Ausdruck im Allgemeinen kein so naher Anschluß vorhanden, wie bei der Ks. Während diese fast überall übersetzt, handelt es sich hier durchgehends um freie

Paraphrase. Der lateinische Dichter entfernt sich besonders durch ein übertriebenes rhetorisches Pathos und eine unsinnige Vorliebe für Antithesen von der im Ganzen einfachen Sprache seines Originals. Ferner mag auch der Vers manches Opfer verlangt haben und manche Details können fortgeblieben sein, weil ihre Uebersetzung dem lateinischen Gewand nicht angemessen schien. Deswegen werden wir Verkürzungen von Schilderungen wohl anzunehmen haben, und wenn an einer Stelle die fr. Hs. einzelne Umstände mehr als das C bieten sollten, so würden diese sich dadurch noch nicht als spätere Zusätze kennzeichnen.

Aber grade der rhetorische Charakter des C verbürgt uns, daß sein Autor durchaus nicht das Bestreben hatte, an die Stelle des Effectvolleren das Einfachere zu setzen und in Fällen wie 6., wo die compliciertere Form ihm Gelegenheit bot, in Rede und Gegenrede Antithesen spielen zu lassen, hätte er sich diese gewiß nicht entgehen lassen, wenn er sie gekannt hätte. Können wir doch sogar wenigstens eine Stelle aufzeigen, wo er selbständig Ausschmückungen angebracht hat, während die fr. Hs. noch das Einfachere bewahren.

In O treten nämlich, nachdem Marsilies den Verrat Ganelons durch Geschenke belohnt hat, auch die Großen einzeln heran, um ihn zu beschenken. Da ist es sehr auffällig, daß unter diesen auch die Königin Bramimunde (T 51) erscheint; besonders, da sie ursprünglich überhaupt nur an dieser Stelle des Rol. vorkam und auch vorher in der Umgebung des Königs nicht erwähnt wird. Man kommt daher auf die Vermutung, die noch durch andre Umstände gestützt wird, daß auch in der Fir. 51 wie in den vorhergehenden ein männlicher Name das Ursprüngliche war, etwa Bramimunt. Dieser Bramimunt wird, wie im C Bramimunde thut, die Stelle des Blancandin eingenommen haben. Die Figur des Blancandin, die C noch nicht kennt, erweist sich durch den Zweck, dem sie dient, als durchaus unursprünglich¹⁾. Soweit also ist die Version des C vorzuziehen. Aber nachdem Bramimunt zu einem Femininum geworden war, fühlte sich der lateinische Dichter angeregt, das weibliche Element bei ihr hervortreten zu lassen und ihr,

¹⁾ Was hier nur angedeutet ist, wird im dritten Kapitel weiter ausgeführt werden.

die bisher nur durch den Namen sich von den Männern unterschied, auch die Attribute einer Frau zu geben. Daher schildert er ihre prächtige Kleidung, ihre Zärtlichkeit gegen Marsilies, ihre Empfänglichkeit für männliche Schönheit. Denn während Bramimunt wahrscheinlich mit der Motivierung für Ganelon schützend eingetreten war, daß diese Verletzung eines Gesandten für Marsilies die schlimmsten Folgen haben könne¹⁾, denn er²⁾ stellt den besonnenen Ratgeber am heidnischen Hofe dar, wie der Herzog Naimés bei Karl: hat in C die schöne Gestalt Ganelons das Herz Bramimundes gewonnen und deswegen will sie ihn geschont wissen. Einen Anhalt dazu bot die französische Vorlage, in der Ganelon als schöner Mann bezeichnet wird:

305. Gent out le cors e les costetz out larges

Tant par fut bels, tuit si per l'en esguardent,

aber weiter auch nichts. Es ist litterarhistorisch von Wichtigkeit zu constatieren, daß die Frauen im ursprg. Rol. keine irgendwie hervorragende Rolle spielen und daß auch die wenigen Stellen, wo sie gelegentlich genannt werden, in hohem Grade verdächtig sind. Diese Unabhängigkeit vom weiblichen Geschlechte ist ein wesentliches Merkmal der germanischen Helden, welche auch die Helden des ursprgl. Rol. sind, durch welches sie sich von den Rittern der späteren Jahrhunderte unterscheiden, deren That meist auf den Wunsch von Damen oder um diesen zu gefallen, ausgeführt werden.

In C stammt diese Liebesscene aus der Bekanntschaft des Dichters mit den Alten, besonders mit Ovid. Auf diese weisen Ausdrücke wie Quirites (385), Gallia (195, 196), der metonymische Gebrauch von Minerva (57, 59) für Klugheit, Mars (außerordentlich oft, z. B. 229, 233, 248, 303, 304) für Kampf etc.; ferner ist wohl aus der Vorliebe für das antike Kolorit zu erklären, daß Gueno zu einem consul gemacht wird (39), wo die Vorlage wahrscheinlich die Form cons (comes) bot. Ferner sind grade bei Ovid häufig Wendungen, wie die V. 99 gebrauchten dare amplexus und dare oscula, peragrare sinus (146) etc. An der in Rede stehenden Stelle sind übrigens 2 Verse

¹⁾ vgl. O 453 ff.

²⁾ wenn er nämlich, wie das C lehrt, mit Blancandin identisch ist.

Cuius forma micat Phebo mage mane micante (93)
und *Purpurea veste* vestitur regia coniunx (97)
direkt den Met. II, 23f.

purpurea velatus veste sedebat

In solio Phoebus claris lucente smaragdis
nachgebildet.

Sonst habe ich an keiner Stelle eine Erweiterung gefunden, abgesehen davon, daß wie schon bemerkt, eine kurze Einleitung hinzugefügt ist. Wir werden also Treue in den Hauptzügen, Unzuverlässigkeit in der Wiedergabe der Details, indem manche derselben wahrscheinlich ausgelassen sind, als den Charakter dieser Ueberlieferung bezeichnen.

e) Am schwierigsten ist die Beurteilung und Verwertung der unter Turpins Namen gehenden Chronik. Nachdem schon vorher festgestellt war, daß diese eine Fälschung sei und der Erzbischof Turpin von Rheims an ihr keinen Anteil habe, ist für die Kritik des Einzelnen auch hier G. Paris bahnbrechend aufgetreten mit seiner bekannten Dissertation de Pseudoturpino. Er hat daselbst nachzuweisen gesucht:

1. daß die 5 ersten Kapitel der Chronik einen andern Verfasser haben, als der Prolog und die übrigen Kapitel,
2. daß dieser ein Spanier gewesen und sie in Compostella gegen 1050 verfaßt habe,
3. daß die übrigen Kapitel wiederum mehrere Verfasser hätten, aber den wesentlichsten Anteil an ihnen habe ein Mönch aus Vienne gehabt, der sie zwischen 1108 und 1119 geschrieben.

In eingehender Weise hat dann Laurentius¹⁾ die Chronik mit dem Oxf. Texte verglichen, um die Frage zu beantworten, »ob die Gestalt der Sage, wie sie die ch. de Roland überliefert, die ältere sei, oder die, wie sie die Chronik des Pseudoturpin überliefert.« Da seine Resultate von G. Paris, obwohl sie zum Teil dessen früheren Ansichten entgegen sind, acceptiert worden sind, so kann ich sie als gesichert betrachten und mich einer neuen Prüfung derselben überheben. Danach ist die ch. de Rol. d. h. der Oxfordter Text, aus mindestens 2 Redaktionen zu-

¹⁾ Laurentius, zur Kritik der chanson de Roland, Altenburg [1876].

sammengesetzt und die Chronik stimmt zu der älteren Redaktion. Aber sie ist selbst nicht frei von Zusätzen, die bei der Vergleichung außer Acht zu lassen sind.

Von diesen Zusätzen sagt Laurentius, daß sie an ihrem spezifisch clerikalen Charakter zu erkennen seien. Das ist aber nur die eine Gattung derselben, außerdem ergaben sich andre aus der Fiktion der Autorschaft Turpins. So z. B. daß Turpin bei Karl bleibt und daher in dem Kampfe nicht getötet wird, die Vision Turpins, durch welche ihm der Tod Rolands verkündigt wird, ferner daß Balduin, der im Rol. gar keine Rolle spielt, auf dem Pferde Rolands angeritten kommt, um diese Nachricht zu bestätigen u. s. f.

Ferner bin ich nicht der Ansicht des Laurentius, daß die Chronik nicht nach der ch. de Rol. bearbeitet sei, sondern glaube vielmehr, daß der letzte¹⁾ Redaktor der Chronik, wenn auch nicht grade die Oxf. Hs., so doch einen ihr nahestehenden, verhältnismäßig jüngeren Text vor sich gehabt habe, weil sie neben entschieden ursprünglichen Zügen jüngere Zusätze mit den fr. Hs. gemeinsam hat.

Neuerdings hat G. Paris in Folge des Dozyschen Buches²⁾ seine früheren Ansichten wesentlich modificiert³⁾. Es sind die ersten 5 Kapitel zwar in Compostella, aber von einem Franzosen geschrieben, und zwar erst nach 1072. Darin stimmen jetzt G. Paris und Dozy überein. Dagegen in Bezug auf die Datierung des Restes sind sie verschiedener Meinung. Dozy glaubt, daß derselbe zwischen 1131 und 1140 verfaßt und von einem Aimeri Picud aus Poitou, der einen codex der Chronik nach St. Jago gebracht hat, mit einem (gleichfalls gefälschten) Briefe Calixtus IV versehen worden ist, welcher die Echtheit der Chronik verbürgen sollte. Paris dagegen glaubt, daß der zweite Teil selbst⁴⁾ von Aimeri Picaud herrühre und erst viel später, gegen 1165, verfaßt sei.

Die Frage wird durch die handschriftlichen Verhältnisse besonders compliciert, denn es existieren nicht weniger als 60 Ms. der Chronik, von denen die bis jetzt beste Ausgabe

¹⁾ oder vielleicht die letzten, z. später.

²⁾ Recherches sur l'Espagne II.

³⁾ Romania XL.

⁴⁾ mindestens zum großen Teile.

von Castets nur 7 verwertet hat. Eine kritische Ausgabe, die Baist versprochen hat, steht noch aus. Es kann mir daher nicht beikommen, mich über die Handschriftenfrage zu äußern, obwohl dieselbe auch in die Rolandkritik eingreift; ich möchte mir nur erlauben, Einiges anzumerken, was mir die Vergleichung der Chronik, in der Gestalt, die sie bei Castets hat, mit dem Rol. ergeben hat, weil mir dies für meinen Gegenstand notwendig erscheint. Vielleicht können diese Bemerkungen aber auch einem Wissenden bei der Feststellung des Stammbaums der Chronik nützlich sein.

Zunächst hat es mich überrascht, daß G. Paris von seiner früheren Ansicht, der auch Dozy beigetreten ist, daß der zweite Teil der Chronik mindestens 2 Verfasser habe, zurückgekommen ist, wenn er dies auch in etwas gemilderter Form ausspricht¹⁾: »je me sens de plus en plus porté à attribuer à Aimeri lui-même la composition, au moins en partie, de la chronique (sauf les cinq premiers chapitres)«. Vielmehr scheint es mir, da, wie G. Paris selbst früher hervorgehoben hat, dieser zweite Teil ein so stark accentuiertes Interesse für Vienne zeigt, daß jedenfalls einer der Bearbeiter desselben daher stammte. Ich möchte aber für den zweiten Teil nicht nur 2, sondern 3 Hände annehmen. Kap. 6—20 bilden ein Ganzes, in dem noch das Thema der ersten 5 Kapitel, die Befreiung Galliziens, weitergeführt wird; Kap. 20, wo die Ansprüche Compostellas auf den Primat Spaniens dargelegt werden (s. Rom. XI, 424), bilden den Abschluss.

Das Folgende, das in einer sehr losen Weise angeknüpft ist²⁾, muß einen andern Verfasser haben, weil hier noch einmal Thaten Rolands und zwar nach einer andern geste, als vorher³⁾, nämlich nach einem Rolandsliede, erzählt werden, weil St. Jago hier ganz vergessen ist und sich andre Interessen zeigen. Sowohl die Spaltung derselben, als manche Ver-

¹⁾ Romania XI, 426.

²⁾ Quemadmodum tamen post liberationem telluris Galesiae ab Hispania rediit ad Galliam, nobis breviter dicendum est, nachdem er vorher ausdrücklich gesagt hatte, daß er die übrigen Thaten Karls nicht mehr beschreiben wolle; sed si quem magna eius gesta amplius audire delectaverit, enarrare nobis magnum est et onerosum magis deficit manus et calamus, quam eius historia. Hier findet ein deutlicher Abschluss statt.

³⁾ vgl. Romania XI, 426.

schiedenheiten in der Darstellung nötigen aber auch hier eine Zweifelhafheit der Verfasser anzunehmen. Und zwar hat wahrscheinlich der Mönch aus Vienne die Hauptsache nach einer alten Version des Rolandsliedes bearbeitet und ein anderer, dem Saintonge nahe lag, also wohl jener Aimeri Picaud, den ganzen Turpin, wie es scheint, unter Benutzung einer jüngeren Rol-redaktion (a) interpoliert. Für diese Ansicht habe ich Folgendes anzuführen.

Die Hauptzüge des Kap. 21ff. sind, wie Paris noch deutlicher als Laurentius nachgewiesen hat, älter als jede andre Uebersetzung des Rol., selbst als das Carmen. Ferner wird die Vision, in welcher Turpin den Tod Karls sieht (Kap. 32), ihm in Vienne zu Teil, in Vienne stirbt Turpin und wird dort begraben (Anlage A)¹⁾. Hier ist überall die Thätigkeit des Mönches aus Vienne zu spüren. Diese Version (v) enthielt vermutlich²⁾ auch die Angabe, daß Roland in Arles begraben wäre, das unter der kirchlichen Oberherrlichkeit von Vienne stand.

Der Bearbeiter von Saintonge (s) verrät sich durch folgende Indicien: Roland wird comes coenomaniensis et Blavii dominus (Kap. XI.) genannt³⁾, während er nach der Geschichte nur das Erste war, nach dem Muster von Kap. VIII de bello sancti Facundi, ubi hastae viruerunt wird Kap. X interpoliert mit der Aufschrift de urbe Sanctonicae, ubi hastae viruerunt, und ferner wird auch der Engelier des Rol. zu einem comes einer Stadt in Aquitanien gemacht, deren Lage genau bezeichnet wird (quae scilicet urbs sita fuit intra Lemoricis et Bituricas et Pictavim etc. Kap. XI) u. s. f.

Es ist also Kap. XI, in welchem sich alle diese Angaben befinden, ebenso wie das vorhergehende Kapitel, auf Rechnung von s zu setzen. Dessen Absicht war offenbar, die Chronik des Turpin, die damals schon ein großes Renommé genossen haben muß, zu einem Documente zu gestalten, welches bezeugte, daß in Blaye (vgl. dominus Blaviae) nicht nur Roland selbst begraben sei, sondern daß sich dort auch sein Horn und sein Schwert befänden, welche man als Reliquien betrachtete¹⁾.

¹⁾ daß diese hierher gehört, beweist »quidam ex nostris clericis« (s. de Pseudoturpino S. 31).

²⁾ wie ich im 2. Kapitel ausführen werde.

³⁾ ebenso Kap. 21 Rotholando, coenomanensi et blaviensi comiti.

Um sein Interesse weniger bemerkbar zu machen und zugleich sich Bundesgenossen zu erwerben, tritt er auch für die Ansprüche anderer Klöster ein. Er fabriziert zu diesem Zwecke ein sehr ausführliches Verzeichnis aller Helden, die am spanischen Feldzug teilgenommen haben sollen; in welchem aufer den Namen des Rol. ganz fremde, wie Arastagnus, figurieren. Diesen entspricht dann das Gräberverzeichnis im Kap. 28 ff.

Kap. 28 trägt die Aufschrift »de duobus cimiteriis sacrosanctis. Unum apud Arelatem, alterum apud *Blaviam*. Thatsächlich aber spricht das Kapitel von Arles und *Bordeaux*! Hier hat sich einmal der Verfechter von Blaye gar zu sehr decouvert! Aber sehen wir weiter. Kap. 29 fährt fort: *Beatum namque Rotholandum usque Blavium Karolus ferri fecit et in beati Romani basilica, quam ipse olim aedificaverat, canonicosque regulares intromiserat, honorifice sepelivit, mucronemque ipsius ad caput et tubam eburneam ad pedes — — suspendit; sed et tubam alius postea in beati Severini basilicam apud Burdegalam indigne transtulit.* Dies scheint mir eine direkte Polemik gegen die Angaben des Rol. (Redaktion α) zu sein, wo es heißt, daß Roland, Olivier und der Erzbischof in Blaye begraben, Horn und Schwert Rolands aber in Bordeaux aufbewahrt seien. Nach s muß sich Bordeaux mit einigen untergeordneten Gröfsen (Gaifer, Gelin, Geriers etc.) begnügen und Olivier wird mit mehreren Andern in Belin begraben.

Man sieht, der Fälscher hat seine Manjer in ein gewisses System gebracht; die verschiedenen Klöster von Saintonge bekommen bei der Verteilung der Märtyrer etwas ab, aber Blaye bekommt doch den Löwenanteil, Rolands Horn und Schwert, es steht im Vordergrund der Interessen. Ich brauche übrigens, um dies zu beweisen, nur Turpin weiter sprechen zu lassen: *His itaque viris sepulturae traditis, — — — Karolus — — — totam terram quae circa basilicam sancti Romani blaviensis sex milliariorum spatio porrigitur, totumque oppidum blaviense cum cunctis quae sibi pertinent et etiam mare quod sub eo est, usibus eiusdem ecclesiae in alodio,*

1) Ich werde später zeigen, daß das Aufhängen von Schwert und Horn ein sehr später Zug ist; wie paßt dieser zu den übrigen, altertümlichen, wenn er nicht durch Interpolation hineingekommen ist?

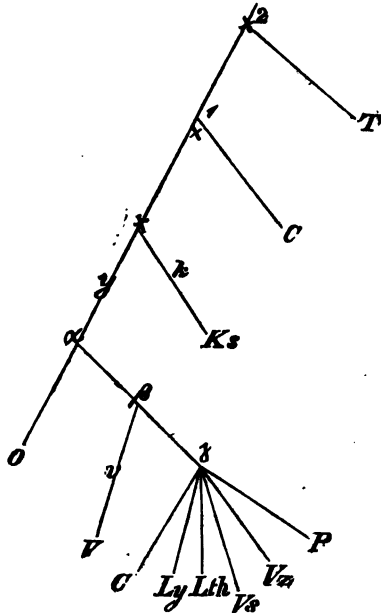
amore Rotholandi, dedit etc. etc. Das bedarf keines Kommentars; hier ist jeder Zweifel ausgeschlossen, daß der Verfasser dieses Kapitels etwas Andres als den Vorteil von Blaye beabsichtigte, und wenn es Aimeri Picaud war, so ist nur zu untersuchen, was ihn mit der Kirche St. Romaine daselbst verband.

Nächst Blaye liegt ihm Belin am Herzen. Es bekommt die Leiche Oliviers, im Widerspruche zum Rol., außerdem die mehrerer anderer Helden. Man sieht daraus, daß es dem Fälscher ganz direkt nur um Rolands Horn und Schwert zu thun ist; wenn diese nur Blaye gesichert sind, so mögen die Andern sich nach Belieben in das Uebrige teilen. Wie Blaye gefeiert wird: *Felix urbs pinguissima Blavii, quae tanto hospite decoratur etc. etc.*, so auch in etwas schwächerer Form: *Felix villa macilenta Belini quae tantis heroibus honoratur!*

Bordeaux steht ihm ferner, wie schon die Beschuldigung des Betrugers (*indigne transtulit*) zeigt; es erhält zwar mehr als ein halbes Dutzend Helden, aber keine Lobeserhebungen. Außerdem bekommt noch Nantes etwas ab — fast Alles Städte in Saintonge oder Guienne, innerhalb welcher Grenzen das Interesse des Interpolators umschrieben scheint.

Die Annahme von im Ganzen vier Bearbeitern der Chronik, wenn deren nicht etwa noch mehr anzunehmen sind, hat nichts Anstößiges. Denn daß dieselbe sehr verbreitet gewesen und ein großes Ansehen genoß, verbürgen uns die 60 erhaltenen Hs. Es war also für einen Geistlichen, der eine Fälschung beabsichtigte, und in dieser Beziehung besaß man im Mittelalter, wie es scheint, ein erstaunlich weites Gewissen, nichts bequemer, als in den schon gegebenen Rahmen einige Sätze einzufügen. Auf die Art, wie das Mischmasch, das wir jetzt vor uns haben, zu Stande gekommen ist, wirft die Mitteilung Dümmlers in seinen *Poetae aevi Carolini I* ein grelles Licht, daß die poetische Grabschrift und der Nachruf Karls, welche die Kap. 24—25 der Chronik enthalten, aus nicht weniger als fünf verschiedenen Dichtungen des Venantius Fortunatus zusammengestoppelt sind. Der Verfasser hat sogar die Dreistigkeit gehabt, die Angabe eines dieser Gedichte, welches sich auf einen Bischof von Chartres bezog, daß dieser im Alter von 38 Jahren gestorben sei, ohne Weiteres auf Roland zu übertragen.

Aus dieser Betrachtung ergibt sich; daß T doch nur mit großer Reserve für die Kritik des Rol. zu verwenden ist. Wo sie einen Zug darbietet, der an sich einfacher ist und der Geschichte näher steht, als die Angabe der französischen Texte, werden wir hierin eine Bestätigung einer sonst schon irgendwie gesicherten Ansicht erblicken, da es dem Verfasser der Chronik gewis nicht eingefallen ist, selbständig zu componieren (vgl. das über die Grabschrift Gesagte), sie vielmehr ihrer Vorlage so lange getreu folgte, als die Zwecke ihrer Tendenzschrift dadurch nicht beeinträchtigt wurden. Aber da, wie ich glaube, die verschiedenen Interpolationen verschiedene Rolandredaktionen benutzt haben, so müßte erst versucht werden, den Anteil derselben durchgehends zu trennen, was wohl nur mit Hülfe einer kritischen Ausgabe möglich ist. Kurz: wir werden wohl dann und wann die Chronik heranziehen, aber von ihr keinen so umfassenden Gebrauch machen können, wie von C und Ks.



Ich hatte oben die Erörterung des Verhältnisses zwischen O und β ausgesetzt, bis wir die ausländischen Ueberlieferungen

betrachtet hätten; sie kann aber auch hier noch nicht erfolgen, weil wir die allgemeine Beschaffenheit der Letzteren zwar kennen gelernt haben, der Nachweis aber, daß sie wirklich ältere Stufen des Rol. darstellen, erst durch das folgende Kapitel zu erbringen ist. Es kann hier, im Anschluß an das früher Entwickelte, nur soviel angedeutet werden, daß T aus älteren und jüngeren Bestandteilen zusammengesetzt ist und daß die ersteren älter sind als C, C älter als Ks, diese wieder älter als die gemeinschaftliche Quelle von O und β . Aus dieser (α) ist O durch willkürliche Abschrift, β durch eine neue Umarbeitung entstanden.¹⁾ Wollten wir dies und zugleich das Verhältnis der jüngeren Hs. zu den andern veranschaulichen, so würde die Figur wie umstehend ausfallen.

II. Die nächste reconstruierbare Vorstufe der französischen Handschriften.

Auf den Hornruf Rolands war Karl der Große, der auf dem Rückzuge aus Spanien schon nach der Gascogne gelangt war, aufgebrochen, um seinem Neffen zu Hülfe zu eilen. Er kommt zu spät; Roland und die Seinigen sind inzwischen sämtlich gefallen. Karl kann nur noch den fliehenden Feinden nachsetzen und sie zum großen Teile vernichten. Dann kehrt er nach Ronceval zurück, beweint die Toten und läßt sie an Ort und Stelle begraben bis auf die Leichen der drei Haupthelden, die er in kostbaren Särgen mit sich nach Frankreich führen will, damit sie auf heimischem Boden ihre Ruhe fänden. Da, als er grade im Begriff ist aufzubrechen, erscheint plötzlich ein neues Heer, viel größer als das erste, und jetzt nicht bloß von einem sarazenischen Statthalter, sondern von dem Anführer der ganzen Heidenschaft, Baligant selbst, geführt. Es beginnt ein neuer Kampf, in welchem Karl wie vorher Sieger bleibt.

¹⁾ Die Bedeutung der übrigen Buchstaben des Stammbaums ist auf den vorstehenden Seiten zu finden, die von y auf S. 52f.

Besäßen wir gar keine andre Ueberlieferung als diese, wie sie die französischen Handschriften, und zwar O von V. 2568 ab, bieten, so würde uns diese Art der Darstellung jedenfalls sehr befremdlich erscheinen, aber — wir hätten kein Recht, sie anzutasten. So sonderbar es ist, daß in demselben dichterischen Werke zwei Schlachten desselben Königs mit demselben Ausgange unter ganz ähnlichen Verhältnissen dicht hinter einander erzählt werden, wir müßten uns fügen. Wir würden allerdings nicht umhin können, uns zu fragen: was hat denn diese Erzählung im Grunde mit Roland zu thun, da dessen Untergang durch die erste Schlacht doch vollkommen gerächt ist? Was wollte denn der Dichter mit ihr? Reizte ihn die Wiederholung deswegen, weil er durch sie Gelegenheit erhielt, seine Kunst zu differenzieren zu zeigen? Dies kann nicht der Fall sein; die zweite Erzählung ist unzweifelhaft viel schwächer als die erste und würde vielmehr auf gänzliche Ermattung seiner Kraft schließeln lassen, wenn derselbe Dichter beide Erzählungen verfaßt hätte. Wir würden eher geneigt sein zu vermuten, daß ein Fortsetzer gesucht habe, durch äußere Mittel (größere Truppenzahl, höhere Stellung des Gegners u. s. w.) seinen Vorgänger zu übertrumpfen, aber entscheiden könnten wir nichts.

Nun hat Scholle¹⁾ versucht, aus sprachlichen Gründen die »Baligantepisode«, die er als von O V. 2570—2844 und 2974 bis 3681 reichend angiebt, als einen späteren Einschub in das Rolandslied zu erweisen. Er macht nämlich darauf aufmerksam, daß eine Reihe von Wendungen und sogar Verszeilen ausschließlich Bal. (= Baligantepisode) angehöre.

Dönges polemisiert gegen ihn in seiner Schrift »Die Baligantepisode im Rolandsliede« S. 2: »Die größere Ausdehnung von Renc. (= dem übrigen Teile des Rol.) gegenüber Bal., dazu der Zufall, das sind die beiden Faktoren, welche alle beigebachten Verschiedenheiten zwischen Renc. und Bal. veranlaßt haben oder doch veranlaßt haben können.« Aehnlich Gautier, *Epopées franç.* I³ 425 Anm.

Auch ich bin der Ansicht, daß Scholles Ausführungen allein nicht genügende Beweiskraft haben, wenn sie auch

¹⁾ Zeitschr. f. rom. Phil. I, 26 ff.

entschieden eine solidere Basis haben, als die von Gautier angeführten Gegengründe, auf die ich noch zurückkomme. Trotzdem gebührt ihm das Verdienst, und das sollte ihm bei aller Kritik im Einzelnen nicht vergessen werden, diese Frage zuerst angeregt, zuerst den Mut gehabt zu haben, und dessen bedarf es in solchen Dingen, die Unursprünglichkeit eines größeren Teiles des Rolandsliedes zu behaupten.

Deutlicher sprechen die Ueberlieferungen in fremden Sprachen, die Scholle noch nicht benutzt hat. Zunächst weiß die Karlamagnussaga von dieser ganzen Episode nichts. Die Ks. giebt aber, wie ich im ersten Kapitel ausführlich dargelegt habe, soweit die Uebereinstimmung der Handschriften reicht, ihre Vorlage zwar nicht immer wörtlich, aber doch so getreu wieder, daß sie nicht das geringste Faktum ausläßt. Und dies ist auch nach ihrer ganzen Anlage zu erwarten. Sie ist kein Compendium, sondern eine Sammlung mit Liebe unternommener Uebersetzungen.

Dönges ist anderer Ansicht. Er sagt (a. a. O. S. 5): »Die Redaktion n [= nordisch], sonst von großer Treue, kürzt gegen Ende ihre Vorlage bedeutend. Die Verse 2570—2844 und 2974—3733 läßt sie ganz aus. Hierin lag unter andern Episoden auch Bal. Der Grund jedoch für den Sprung von 2569 auf 2845 ist ersichtlich . . . Das große Zwischenspiel [das zwischen diesen Versen stattfindet] schien wohl dem nüchternen nordischen Bearbeiter zu lang. Er ließ daher 2845f. sofort auf 2569 folgen. Nunmehr mußte auch der zweite Teil von Bal. (2974ff.) in n fehlen.«

Mir scheinen diese Sätze von größerer Subjectivität zu sein, als gestattet ist. Woher sollen wir den Maßstab für den Geist des nordischen »Bearbeiters« und den Charakter seiner Uebersetzung nehmen, als aus dieser selbst? Was rechtfertigt aber da das Prädikat »nüchtern«? Giebt er nicht alle Wundergeschichten ohne jeden Scrupel wieder und sogar Wiederholungen ein und desselben Vorfalls, deren ermüdende Wirkung er doch zuerst hätte übel empfinden müssen, wenn man überhaupt im Mittelalter derartige kritische Gedanken gehabt hätte. Und wenn der Uebersetzer sich noch vorgesetzt hätte, Rolands Geschichte zu erzählen! Aber nein, er vereinigt sämtliche Erzählungen der Thaten Karls des Großen zu einem Cyclus

und sollte grade den Sieg ausgelassen haben, der viel gewaltiger war, als alles vorher Erzählte! Vielmehr hoffe ich, daß Jeder, der meinen Ausführungen im ersten Kapitel gefolgt ist und selbst eine Vergleichung der Ks. mit den französischen Texten vornimmt, die Ueberzeugung gewinnen wird: die Ks. hat nichts ausgelassen, sondern alles das treu wiedergegeben, was ihre Vorlage bot.

Und sie steht mit der Auslassung von Bal. nicht allein da, auch das Carmen, auch der Pseudoturpin entbehren dieselbe. Wie will man diese wunderbare Uebereinstimmung anders erklären, als daraus, daß es eine Version des Rol. gab, die ohne diese Fortsetzung war?

Aber es fehlt auch nicht an inneren Gründen für diese Behauptung. Betrachten wir die Stelle unseres Gedichts, wo Baligant, oder wie er auch heißt, der Admiral, zuerst genannt wird. Es ist dies Str. 190 der Müllerschen Ausgabe; zu dieser gehört aber unmittelbar Str. 189 und die eigentliche Naht, durch die Bal. an das Vorhergehende geheftet wird, ist in den Versen 2568/69 noch deutlich sichtbar. Doch ist die Sache nicht leicht in Kürze darzustellen. Str. 187 und 188 enthalten mehrere Träume Karls, deren Erklärung bedeutende Schwierigkeiten macht. Sie können, wie ich an anderm Orte zeigen werde¹⁾, ursprünglich überhaupt nicht hier gestanden haben. Vorläufig kommt es uns nur darauf an, die Fassung des Gedichtes, auf der die Ks. beruht, (x), vor Augen zu führen. Auch in dieser muß eine gewisse Gedankenverbindung zwischen den Träumen und der nachfolgenden Erzählung stattgefunden haben. Durch die Träume der Str. 187 zieht sich nun als deutlich erkennbares Motiv, daß die Franzosen in großer Not sind und Karl zu Hilfe rufen. So

2541 En grant duhur i veit ses chevaliers

und 2546 E Franceis crient: Carlemagnes aidiez!

Von Baligant ist nirgends die Rede, nur im Allgemeinen von einem gefährlichen Kampf der Franzosen. Die Strophe schließt damit, daß Karl selbst von einem Löwen angegriffen wird und es ungewiß bleibt, ob er siegen wird.

Höchst unpassend ist die Strophe 188 hinzugefügt, in der

¹⁾ s. Excurs.

Karl von der Bestrafung Ganelons träumt, einem den Hörer jetzt gar nicht angehenden Gegenstande. Anscheinend hat sich die Ks. hier eine Aenderung gestattet, denn die Verse

2558 ff. Devers Ardene veeit venir trente urs,
Cascuns parolet altresi cume hum.
Diseient li: Sire, rendez le nus:
Il nen est dreiz que il seit mais od vus;
Nostre parent devum estre à sucurs.

übersetzt sie ganz abweichend (Kap. 38 Ende): »und er sah 30 Mann nach der Stadt ziehen, welche Ardena heisst, und sie redeten mit einander und sagten so: »Der König Karlamagnus ist überwunden und er ist nimmer mehr würdig, die Krone in Frankreich zu tragen.« Aber es liegt vielmehr ein starkes Mißverständnis vor, dessen Grund evident ist. Der Uebersetzer mußte in dieser Strophe etwas dem Vorhergehenden Paralleles erwarten; den Traum auf Ganelon zu deuten kam ihm nicht ein, weil von ihm in diesem Abschnitte nicht die Rede ist. Auch mit dem Folgenden wußte er nichts anzufangen. Denn es erzählt dieselbe Strophe (O T 188) wieder einen Zweikampf, dessen Ausgang für den Anhänger Karls ebenso bedenklich ist, wie die früheren¹⁾. Nun, denkt man, wird Karl, durch alle diese Träume erregt, endlich aufspringen und den Seinigen zu Hülfe eilen. So erzählt auch die Ks. (Kap. 39 Anf.):

»Hierauf nun, da erwachte der König und dachte an seine Träume und sie dünkten ihm schrecklich, wie es auch war. Alsdann türsten seine Mannen ihre Pferde, und als sie gerüstet waren, da ritten sie nach Runzival.« Dagegen hat α geändert. Der König weiß nicht, wer in dem Kampf Sieger bleibt, aber — der Engel Gabriel sagt es ihm und er kann daher ruhig bis zum Morgen schlafen. Schon beim bloßen Durchlesen der Tirade fühlt man, daß mit V. 2568 nicht sowohl ein Umbiegen, als ein Umbrechen der Erzählung stattfindet, und selbst Gautier, der mit einer Art von Fanatismus, wenn der Ausdruck nicht zu stark ist, für die Einheit des Rol. und jedes seiner Teile eintritt, hat es nicht unterlassen können, durch einige Punkte hinter V. 2567 anzudeuten, daß hier der Ge-

¹⁾ parallel mit 2567 mais ço ne set li quels veint ne quels nun
2553 mais ço ne set quels abat ne quels chiet.

dankengang gewaltsam unterbrochen wird. Obwohl auch, wie gesagt, in Ks. der Zusammenhang zwischen den Träumen und dem Folgenden, und zwar aus erkennbaren Gründen, nur ein loser ist in O besteht gar keiner. Hier sind sie gänzlich überflüssig. Die Schlufszeile

Carles se dort tresqu' a l'main a l'clair jur
soll offenbar den Ueberarbeiter nur entschuldigen, wenn er Karl jetzt verlässt, um sich mit Marsilies und Baligaut zu beschäftigen. Ich glaube nach allem dem kann es nicht zweifelhaft sein, dass die Version der Ks. ursprünglicher ist, als die von O und den übrigen fr. Hs.

Ich sagte oben, die Strophen 189 und 190 bildeten die Ueberleitung zur eigentlichen Bal. Wie geschieht diese? Der Heidenkönig Marsilies ist aus der Schlacht entflohen, nachdem ihm Roland den rechten Arm abgeschlagen hatte (Str. 144). Die genannte Tirade führt ihn nun uns vor, wie er in Saragossa von seinen Wunden ermattet in seiner Kammer liegt, die Königin Bradimunde neben ihm, laut weinend und sich die Haare vor Schmerz ausraufend (2596). Auf einmal ruft sie aus: »Unsere Götter haben treulos gehandelt, indem sie uns die Schlacht verlieren liessen, und der Admiral würde feige handeln, wenn er nicht gegen dieses kühne Heer [der Franken] zu Felde zöge. Es ist ein Jammer, dass Niemand den Kaiser tötet.« Damit ist das Auftreten Baligants und sein Zweikampf mit Karl allerdings, aber in äusserlicher Weise vorbereitet.

Bramimunde kommt nun in dem ganzen vorhergehenden Teile¹⁾, den ich, dem Beispiele Stengels folgend, mit MR (= mort Roland) bezeichnen will, nur an einer Stelle vor. Es ist dies Str. 51 und hier haben sie nicht nur die sämtlichen fr. Hs., sondern auch die nordische Ueberlieferung und selbst das Carmen. Also ist ihr Auftreten an dieser Stelle der Erzählung schon für eine ziemlich alte Fassung des Gedichts gesichert. Aber es ist ein ephemeres; sie kommt sonst in C nicht vor²⁾, in T überhaupt nicht, und selbst in Ks. wird sie nirgend mehr erwähnt, während sie die fr. Hs. noch an mehreren Stellen nennen. Wie will man dieses gemeinsame Schweigen von C, T und Ks. in so zahlreichen Fällen anders

¹⁾ von V. 1--2567.

²⁾ ausser V. 140, wo sie dem Blancandrin der franz. Redaktionen entspricht.

erklären als dadurch, daß sämtliche Strophen, die von Bramimunde handeln (außer der ersten) Hinzufügungen eines Uebersetzers sind?

Dazu tritt der Umstand, daß die Frauen in MR von sehr geringer Bedeutung sind, im ursprünglichen Roland vielleicht von gar keiner waren. Das geht soweit, daß, als Roland im Sterben liegt, er seines Schwertes, des Kaisers, seines Vaterlandes gedenkt, aber von einer geliebten Frau vernehmen wir kein Wort. Welche Rolle spielt dagegen Bramimunde außerhalb MR! Nachdem Marsilies stark verwundet worden ist, nimmt sie die Leitung der Geschäfte in die Hand. Als die Gesandten des Baligant vor Marsilies erscheinen, ist sie die erste, welche ihnen antwortet, sie begrüßt dann auch Baligant, selbst bei seiner Ankunft. Später besteigt sie den Turm, um den Gang der Schlacht mit anzusehen, und sie ist es schließlich, die dem Kaiser die Stadt Saragossa übergibt.

Und es ist etwas ganz Spezielles, was sie auszeichnet. Sie ist die einzige unter allen Heiden, die die heidnischen Götter verachtet, die Ueberlegenheit des Christentums anerkennt, ja sich zuletzt aus reiner Ueberzeugung (*par veire conoissance*) taufen läßt. Wird man da nicht zu dem Gedanken gebracht, daß der Dichter, der diese Nebenperson zu seiner Lieblingsfigur erhoben hat, ein Mann war, dem theologische Interessen näher standen, als dem ursprünglichen Dichter des Rolandsliedes? Wird man nicht in dem Eifer, mit dem immer wieder deducirt wird, daß die Heiden Unrecht haben, einen Hauch verspüren von jener Begeisterung, die in den letzten Jahrzehnten vor den Kreuzzügen jede Brust erfüllte?

Mit Str. 191 beginnt die Erzählung ganz von Neuem:

Li Emperere, par sa grant poestet

Set anz tupz leins ad en Espagne estet etc.

Prent i castels e alquantas citez.

Dabei findet eine Gabelung der Handlung statt: es wird auf ein Ereignis, das sich früher ereignet haben soll, zurückgegangen, und diese Vorgeschichte bis zu dem Punkte fortgesetzt, wo sie sich mit der ersten Handlung berührt. Aus andern Gesten ist mir ein ähnlicher Vorgang nicht bekannt, vielmehr wird immer schlichtweg eines nach dem andern erzählt. Ein Dichter, der die Geschichte von Baligant aus der

volkstümlichen Tradition kannte und verwerten wollte, würde schwerlich zwei Drittel des Gedichtes hindurch absichtlich vermieden haben, ihn zu nennen, um ihn jetzt, wo Marsilies in der größten Bedrängnis sich befindet, als Retter in der Not erscheinen zu lassen. Ein solcher Effect wäre zu gesucht und würde der einfachen Darstellungsweise der Zeit nicht entsprechen. Ferner aber zeigt diese Stelle auch eine Anzahl plumper Widersprüche. Wenn z. B. fortgefahren wird:

2612. Li reis Marsilies s'en purçaçat asez;
A l' premier an fist ses briefs seieler,
En Babilunie, Baligant ad mandet . . .
En Sarraguce l'alt sucurre li ber —

wie konnte Marsilies schon im ersten Jahre, als Karl eben nach Spanien zog, wissen, daß dieser ganz Spanien einnehmen, ihn selbst in Gefahr bringen und daß er Baligants grade bei Saragossa bedürfen würde? Zeigt er doch noch sieben Jahre später eine große Siegesgewißheit. Er will sich zwar Karl unterwerfen, aber nur zum Schein, um ihn desto leichter los zu werden, sonst aber rühmt er sich Ganelon gegenüber:

565. Quatre cenz milie chevaliers pois avoir,

Pois m'en cumbatre a Carle et a Franceis,

und, wie wir uns nachher überzeugen, ist dies keine bloße Pralerei. Erst als Ganelon ihm aufs Entschiedenste erklärt, sein großes Heer würde ihm diesmal nichts nützen, Karl habe solche Helden, daß ihnen gegenüber kein Widerstand möglich sei, geht er auf Ganelons Rat, sich in den Hinterhalt zu legen, ein. Bei diesem Gespräche und auch sonst hatte Marsilies Gelegenheit genug, den Admiral zu erwähnen, seine Verwunderung auszusprechen, daß er nicht käme; die an ihn gesandten Boten mußten längst zurück sein und ihm irgend eine Antwort gebracht haben — nichts von alledem. Aber es erklärt sich dies recht gut, wenn wir annehmen, daß ein Compiler zwei ursprünglich unabhängige Erzählungen mit einander verbunden habe.

Der Einschub, der mit der citirten Tirade beginnt, geht bis V. 2847. Zunächst wird die Seefahrt Baligants, des Admirals beschrieben. Diese Strophen tragen ein MR fremdes, orientalisches Gepräge: der Admiral herrscht über Babylonien, seine Flotte hat er im Hafen von Alexandrien gesammelt; diese

selbst wird in ihrer Pracht geschildert, ihre Karfunkel und Laternen werfen so hellen Schein, daß das Meer weithin davon erglänzt. Als der Admiral in Spanien gelandet ist, schickt er Boten an König Marsilies nach Saragossa. Hier häufen sich von Neuem die Widersprüche. 2645 heißt es, die Flotte fährt den Ebro hinauf und kommt nach Saragossa:

A icel jur vienent a Saraguçe.

Wenn der Admiral selbst schon vor Saragossa ist, braucht er doch keine Boten mehr zu schicken, um den Marsilies von seiner Ankunft zu benachrichtigen (2674). Und dazu wird noch ausdrücklich gesagt, daß die Boten weit zu reiten haben:

2689 Tant chevalchierent qu'en Saraguçe sunt.

Es kann also die Tirade 193 und ebensowenig:

V. 2638 Jusqu' a Marsilie en parvunt les nuvels neben dem Andern bestehen. Scheidet man aber diese aus, so erhält man in T. 192 bis V. 2637 und T. 194 den Anfang einer selbständigen Erzählung, des Inhalts, daß ein Emir in Spanien landet, um mit den Franken zu kämpfen, die mit Rol. nicht das Geringste zu tun hat. Diese ursprüngliche Unabhängigkeit tritt besonders dadurch hervor, daß der Admiral Karl en France angreifen will, während er doch durch die Boten des Marsilies wissen muß, daß Karl sich in Spanien befindet, denn diese haben ihm gemeldet:

2617 En Saraguçe l'alt sucurre li ber.

Es ist erklärlich, daß diese vielen Widersprüche sich grade bei der Verknüpfung der beiden Erzählungen finden, da es dem mittelalterlichen Redaktor schwer wird, sich völlig in eine fremde Situation zu versetzen¹⁾.

Die Boten des Baligant treten in das Zimmer, in dem der verwundete Marsilies liegt und finden die Königin an seinem Bette. Diese spricht zuerst und teilt ihnen mit, daß sie garnicht nach Aachen zu reiten brauchten, um Karl anzugreifen:

2735 Plus pres d'ici purrez truver les Francs,

En ceste terre unt estet ja set anz.

Dann fährt sie mit Lobeserhebungen auf Karls Tapferkeit fort. Aber Marsilies unterbricht sie und erklärt sich bereit, Baligants Lehnsman zu werden, wenn es diesem gelänge, Karl zu

¹⁾ Vgl. das Beispiel, das ich S. 19 aus der Pariser Ha. angeführt habe.

besiegen. Nach der Rückkehr der Boten reitet Baligant selbst nach Saragossa, die Königin kommt ihm entgegen und wirft sich ihm zu Füßen. Marsilies überreicht ihm seinen Handschuh als Zeichen der Vasallenschaft. Darauf steigt Baligant zu Pferde und ruft:

2844 Venez, paien, kar ja s'en fuint Franc.

Damit lenken wir wieder in die frühere Erzählung ein. 2845—48 gehören noch zu Bal., V. 2849 dagegen schließt sich direkt an 2567 an: Karl wird durch den letzten Traum geweckt, er springt auf und greift zu den Waffen und auch das ganze Heer rüstet sich. Denn das hier ungefähr:

Li reis se drece si li rendent ses armes

Et si s'adubent etc.

zu lesen ist, hat Förster (Zeitschr. f. r. Phil. II, 177) überzeugend dargetan. Es ist nämlich 2498 ausdrücklich gesagt, das der Kaiser die ganze Nacht gerüstet bleibt:

Icele noit ne s'voelt il desarmer.

Er hat seinen Panzer angezogen und seine Lanze neben sich gestellt, so das er sie am Morgen nur zu ergreifen braucht u. s. f. Von den Franken ist garnicht gesagt, das sie die Nacht über in der Rüstung geschlafen haben, so das sie diese auch nicht am Morgen ablegen können, wozu überhaupt nicht der mindeste Grund vorhanden ist. Warum hat also α geändert? Weil die Beschreibung, wie Karl und die Seinigen sich vor dem Beginn der Schlacht rüsten, ein für den damaligen Geschmack notwendiger Bestandteil der folgenden Erzählung war und ihr daher im Folgenden die Tir. 217 und 218 speziell gewidmet werden. α fand diese wahrscheinlich schon vor und suchte durch seine Aenderung den Widerspruch zwischen ihnen und der T. 205 zu beseitigen, vergaß aber auch T. 185 zu ändern.

Die Naht ist hier so deutlich sichtbar, wie man nur wünschen kann. Gesetzt selbst, Dönges hätte Recht, das die Ks. die Tir. 189—204 aus ästhetischen Gründen ausgelassen habe, was hätte sie bestimmen sollen, noch von der folgenden Strophe die ersten 4 Zeilen wegzulassen? welche lauten:

2845 A l' matinet, quant primes apert l'albe;

Esveilliez est li emperere Carles.

Seinz Gabriel, ki de par Deu le guardet,

Lievete sa main, sur lui fait un signacle.

An ihrem geistlichen Inhalte hat Ks. sicher keinen Anstoß genommen, da sie z. B. Kap. 36 die Aufzählung der Reliquien treu wiedergibt. In Wirklichkeit sollen diese Verse an die gleichfalls von « herrührenden V. 2568 69 anknüpfen: der Engel Gabriel hat Karl beim Einschlafen beruhigt, der Engel Gabriel segnet ihn am Morgen.

Auch von dem Abschnitt 2849—2973¹⁾, der nicht zu Bal gehört, bietet Ks. nicht Alles. Es fehlen ganz die Repititionsstrophen 209—212. Gesetzt wiederum, Ks. hätte diese ausgelassen; welches auch noch so schwache Motiv kann man dafür anführen, daß sie auch die übrigen Tiraden geändert hat? Wenn sie erzählt, daß, als Karl ohnmächtig wird, der Herzog Naimés, der in MR überall sein Berather und Freund ist, ihm hilfreich beisteht, indem er frisches Wasser herbeiholt und ihn mit demselben bespritzt, « dagegen diese Bemerkung unterdrückt und dafür zu Naimés li dux hinzufügt:

2882 e li quens Acelins

Geffreiz d'Anjou e sis frere Tierris

welches von Beiden ist wohl ursprünglicher?

Da auch 2945 der Herzog Naimés von Geoffroy von Anjou sogar verdrängt wird und Letzterer auch 2951 nur in « erwähnt wird, so kann an der Tendenz des Verfassers dieses Abschnittes, das Haus Anjou zu verherrlichen, indem ein Vorfahre des damals lebenden Geschlechts als die Hauptstütze Karls des Großen bezeichnet wird, nicht gezweifelt werden. Dieselbe zeigt sich auch ebenso deutlich in dem Zweikampf zwischen Pinabel und Thierry. Als Karl Ganelon verurteilen lassen will, sieht er sich von allen seinen Baronen verlassen. Nur Thierry tritt für ihn ein:

3823 Curteisement l'Empereur ad dist:

Bel sire reis, ne vus dementez si,

Ja savez vus que mult vus ai servit.

Thierry ist aber der Bruder Gottfrieds von Anjou (3819. 3938.).

Auch dieser ganze Abschnitt fehlt in Ks. Folglich ist das Mehr, das « gegen Ks. bietet, auf 2 verschiedene Quellen zurückzuführen. Die Redaktion x hatte zunächst in y eine Fortsetzung erhalten, die die schon vorhandne Klage Karls

¹⁾ den ich der Kürze halber mit MR² bezeichnen werde.

über Rolands Tod um einige Tiraden vermehrte, außerdem aber den Bericht über die Bestrafung Ganelons, der in x noch ganz kurz gewesen sein muß (vgl. Ks. Kap. 41), bedeutend erweiterte. In die Redaktion y wird dann auf die von mir geschilderte Weise Bal. eingefügt. Während in y die Episode von Ganelons Bestrafung zwar einen verhältnismäßig zu großen Raum einnimmt, aber doch den Haupthelden Roland immer noch wenigstens im Hintergrunde zeigt, verschwindet er in Bal. vollkommen¹⁾. Die wenigen Stellen, an denen sein Name genannt wird, haben gar keinen Einfluß auf die Handlung, und machen nur deutlicher, daß Bal. ursprünglich ein gesondertes, zu Karls Ruhme gedichtetes Lied war.

So kompliziert meine Ansicht, zwischen Ks. und α wieder eine neue Zwischenstufe anzunehmen, erscheinen mag, noch schwieriger ist es, das y Gehörige auszuscheiden, da wir hierbei durch keine handschriftliche Ueberlieferung unterstützt werden. Und dennoch ist nicht nur die Stufe y notwendig, sondern in MR² wieder T. 211 als y nicht gehörig zu bezeichnen. Der Inhalt dieser Tirade stimmt nicht zu den Anschauungen von V R (3734—3975). V. 2920 fürchtet Karl, es könnten sich jetzt nach dem Tode Rolands die heidnischen Völker, die Polen, Ungarn und Sachsen, wieder gegen ihn erheben. Diese Auffassung entspricht den geschichtlichen Verhältnissen zur Zeit Karls, welche, wahrscheinlich weil schon in alter Zeit ein Epos seine Sachsenkriege feierte, in der Tradition festgehalten wurde. Damit harmonirt auch V. 2330³⁾, wo bei der Aufzählung der eroberten Länder Sachsen neben Konstantinopel gestellt wird, und Bal. wo unter den Schaaren der deutschen Völker außer den Franken noch Baiern und Allemannen, aber nicht die Sachsen genannt werden. y dagegen basirt nicht auf der alten Tradition, sondern auf der unmittelbaren Vergangenheit, auf Zuständen also, wie sie gegen Ende

¹⁾ So ist man ganz erstaunt, daß Karl bei dem Zweikampf mit Baligant, als dieser von ihm Rache verlangt für den Sohn, den er ihm getötet (3591), ihm nicht antwortet: Und Dein Bundesgenosse Marsilies hat mir meinen Roland getötet, der mir teurer war als mein Sohn!

²⁾ und der Vers:

Constetinoble e Salsunie la large

der hinter V. 371 aufzunehmen ist, da ihn außer den jüngeren fr. Hs. und Kr. auch Ks. hat. S. Müllers Ausg. S. 30 Anm.

des 10. s. in Deutschland und Frankreich geherrscht haben. Da sind die Ratgeber der Krone in erster Linie Baiern und Sachsen (3700 u. 3792); ferner wird der König seinen Fürsten gegenüber als unselbständig und machtlos dargestellt, wie es die letzten Karolinger waren und er residirt in Laon, der einzigen Stadt, welche denselben im Kampfe gegen die Robertiner am Ende des 10. s. geblieben war. Der Ueberarbeiter *a* protestirt gegen diese Stelle, indem er die in MR herrschenden Anschauungen auch hier fortzusetzen sucht. Denn:

2909 Amis Rolanz, jo m'en irai en France.

Cum jo serai a *Louu*, en ma cambre

setzt er entgegen

2916 Amis Rolanz prozdum, juvente bele,

Cum jo serai ad Ais en ma capele.

Aber, und das ist das Charakteristische für diese Bearbeitungen der *ch. de geste*: das Alte bleibt daneben stehn¹⁾.

Ich fahre fort, die Widersprüche aufzuzählen, welche es als unmöglich erscheinen lassen, daß MR und Bal. von einem Dichter herrühren. Durch einen oder sogar zwei derselben läßt sich das Ende von Bal. genau bestimmen. Dasselbe bildet der V. 3683. Denn erstens findet zwischen diesem und dem folgenden Verse ein Wechsel der Person statt:

3682 Repairiet *sunt* à joie e à baldur.

Passent Nerbone par force e par vigur . . .

Vient a Burdele la citet de valur:

Desur l'alter seint Sevrin le barun

Met l'olifant plein d'or et de manguns,

Li pelerin le veient ki la vunt.

¹⁾ Man könnte noch einwenden, auch das Gericht über Ganelon, das doch zu y gehören soll, fände in Aachen statt. Aber die Verse, in denen Aachen vorkommt, scheinen sämtlich nachträglich angefügt zu sein. So sollen 3695 ff. einen notdürftigen Zusammenhang mit dem Folgenden darstellen; daß sie ein Tiradenanschub sind, ergibt sich ferner aus der Mischung der Assonanz von u vor Nasal und u vor andern Konsonanten. In Tir. 272 Ais aufzunehmen, wurde der Ueberarbeiter schon durch die von ihm eingefügte Romanze (s. darüber später) T. 270 veranlaßt; ihre Ursprünglichkeit, wie auch die der Tir. 273 verräth auch die vollkommene Gleichsetzung von ai und e in der Assonanz. Tir. 273 macht sich außerdem noch durch die Berufung auf die *geste* verdächtig und ebenso V. 3945/46 durch das Fremdwort *ocisium* (s. hierüber den Anhang). Läßt man aber diese eingestreuten Verse weg, so enthält die Erzählung von der Bestrafung Ganelons keine Andeutung auf Aachen, und der Schauplatz derselben kann ebenso gut Laon gewesen sein.

Zweitens liegt Narbonne nicht auf dem Wege von Saragossa nach Bordeaux. Zwei Pässe konnte Karl benutzen, um von Spanien nach Frankreich zu gelangen, den westlichen über Ronceval, oder einen östlichen. Nach MR hat er Saragossa nicht eingenommen, sondern befindet sich in Ronceval (V. 2855). Von dort aus konnte er in der That auf direktem Wege nach Bordeaux gelangen. Es ist daher anzunehmen, daß in y sich V. 3684 (vient a Burdele etc.) an V. 2973 anschloß, nur sind wahrscheinlich ein oder mehrere Verse voraufgegangen, welche der Uebersetzer unterdrückt hat. Auf diese Weise ist ein ganz klarer und naturgemäßer Verlauf der Erzählung hergestellt. Nun gab es aber daneben eine Version, daß Karl auf dem Rückzuge aus Spanien Narbonne¹⁾ eingenommen habe; darauf spielt α an, vermischt die beiden Versionen und begeht damit eine Ungeheuerlichkeit. Denn befand sich Karl einmal erst in Narbonne, so war gar kein Grund vorhanden, den außerordentlichen Umweg über Bordeaux und Blaive zu machen, um nach Aachen zurückzukehren.

Was nun das in den zuletzt zitierten Versen erwähnte Horn und das Schwert Rolands anbetrifft, so sind auch hier die Angaben unsres Gedichtes an verschiedenen Stellen gradezu entgegengesetzt:

I. Die Darstellung in x.

- a) In den Tir. 173—175 ist davon die Rede, daß Rol. mehrmals versucht, sein Schwert am Felsen zu zerschmettern, damit es nicht in die Hände der Feinde falle. Als ihm dies nicht gelingt und er merkt, daß ihn der Tod überkommt, legt er es sich sammt dem Horn unter den Kopf (2358). In MR ist dann das Schwert plötzlich verschwunden²⁾; wir hören nichts mehr von ihm; und in Bordeaux wird über dem Altar

¹⁾ Diese ist in dem *Cyclus des Aimeri von Narbonne* heimisch, aus welcher die Hs. V einen Teil in das Rol. eingefügt hat.

²⁾ Als Karl die Leiche Rolands findet, ist in O (Tir. 207) von dessen Waffen garnicht die Rede, was doch sehr merkwürdig ist. Dagegen hat Ks. (Kap. 39): »sie fanden Rollant inmitten von 4 schönen Steinen liegen, und sein Schwert lag unter seinem Haupte, [und er hielt mit seiner rechten Hand den Griff,] und in der [linken] Hand hatte er sein Horn Olivant.« Das von mir eingeklammerte ist vermutlich Zusatz der Vorlage von Ks., um die unmittelbar folgende, ihr eigentümliche Schwert-episode (a. Kap. I) anzuknüpfen. Die dem Uebrigen entsprechenden Verse muß aber α weggelassen haben.

des heiligen Severin nur das Horn aufgehängt (3686). Was ist aus dem Schwerte geworden? Ks. sagt es uns (Kap. 39 Ende): »er (Karl) warf das Schwert in das Wasser, weit ab vom Lande, da er wußte, daß es Niemand geziemte, es in Zukunft nach Rollant zu tragen.«

- b) Das Horn Rolands ist gespalten, als er es einem Heiden auf den Kopf schlug:

V. 2288 Si l'fiert en l'helme ki gemmez fut ad or
Fruisset l'acier e la teste e les os etc.

Roland drückt seine Freude darüber aus, setzt aber mit Bedauern hinzu:

2295 *Tendus* en est mis olifant el' gros¹⁾
Ça jus en est li cristals e li ors.

Daher kann es seinen Dienst nicht mehr verrichten und wird, wie erwähnt, als Reliquie über dem Altar aufgehängt.

II. Die Fassung in *a*.

Vor der Baligantschlacht wird das Schwert und das Horn Rolands an Rabel und Guineman übergeben, welche die ersten Heeresabteilungen führen sollen: Karl sagt zu ihnen:

3016 Seiez es lius Olivier e Rollant
L'uns port l'espee, e l'autre l'olifant,

Und man kann nicht einmal zu der gezwungenen Erklärung seine Ausflucht nehmen, das Horn sei durch den Schlag, der so kräftig war, daß er den eisernen Helm und den Kopf des Heiden zerschlug, zwar stark beschädigt worden, aber es hätte noch immer einigermaßen seinen Dienst versehen können. Denn es heißt ausdrücklich, daß es alle andern Hörner über-tönt habe:

¹⁾ Gautier übersetzt diesen Vers:

Le pavillon de mon olifant en est fendu,
also wörtlicher: gespalten ist mein Horn auf seiner breiten Seite; ebenso Littré bei Besprechung dieser Stelle s. v. gros — dans la partie grosse; ich dagegen fasse es auf als »gespalten ist das Horn zu seinem größten Teile und dies scheint auch der Ausdruck zu meinen, den Herz in seiner Uebersetzung anwendet:

»Zersprungen ist mein Olifant im Kern.«

Wie man die Konstruktion auch grammatisch auffasse, der Sinn muß sein: »ganz und gar«.

3301 Li Emperere i fait suner ses graisles
E l'olifant ki trestuz les esclairet¹⁾.

Aber ist es gerechtfertigt, diesen Widersprüchen einen solchen Werth beizulegen? Verfalle ich dabei nicht in denselben Fehler, den ich an Andern gerügt habe, indem ich von einem Dichter des Mittelalters voraussetze — was denn? einfache Logik, Ordnung und Zusammenhang der Erzählung. Und diesen dürfen wir erwarten. Denn soweit meine Kenntnis der französischen Litteratur älterer Zeit reicht, läßt sie in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig, und grade unser Rolanddichter zeigt sich an verschiedenen Stellen als Meister der anschaulichen Darstellung. Dazu ist er von einem so warmen Interesse für seinen Helden beseelt, daß es unmöglich ist, anzunehmen, daß er dessen Schwert zuerst ins Wasser werfen und dann einem Andern übergeben läßt. Letzteres ist schon an sich unangemessener, als die Fassung von Ks.

Der Beweis einer Interpolation wird vollständig, wenn man zeigen kann, wie dieselbe entstanden ist. Es scheinen mir in unserem Falle nur 3 Annahmen möglich zu sein: α konnte den Stoff entweder gänzlich seiner Phantasie verdanken, oder er entnahm ihn der volkstümlichen Tradition, oder endlich er verarbeitete nur ein schon vorhandenes Gedicht. Das erste ist das Unwahrscheinlichste; mehrere Gründe veranlassen mich, auch gegen die zweite Annahme zu sein. Hätte α seine Fortsetzung selbständig verfaßt und nicht fertige Tiraden vorgefunden, die er ohne Weiteres benutzte, so hätte er die zahlreichen Incongruenzen, von denen ich gesprochen habe, vermieden und das Spätere mit dem Früheren besser verknüpfen können. Jetzt aber sind die Beziehungen so lose, daß, wenn man einige Tiraden fortläßt, Bal., wie ich schon andeutete, eine ganz selbständige Erzählung bildet, die mit Roland gar nichts zu thun hat.

Ferner tragen grade diese Verbindungsstrophen, in denen meist Bramimunde vorkommt, ein stark geistliches Gepräge, das den übrigen Tiraden von Bal. nicht zukommt²⁾.

¹⁾ vgl. über diesen Abschnitt Dönges a. a. O. S. 11 ff. der noch die jüngeren Hs. heranzieht und dessen Darstellung dadurch genauer, aber verwickelter geworden ist, als die meine. Mir scheint schon aus den obigen Anführungen der Thatbestand klar hervorzugehn.

²⁾ s. Exkurs.

Schließlich sind wir sogar in der Lage, das Gedicht, das Bal. zur Quelle gedient hat, in einem gewissen Grade kennen zu lernen. Dönges hat¹⁾ mit Recht darauf hingewiesen, daß eine große Ähnlichkeit zwischen der Baligantepisode und der Erzählung von der Jugend Karls besteht, welche uns im deutschen und französischen Karlmeinet und in der *cronica general de Espagna* erhalten ist. Nur vermüthe ich, daß diesen Darstellungen eine viel ältere *ch. de geste* zu Grunde liegt. Ein Zweikampf Karls des Großen mit einem Sarazenen wird schon im Haager Fragment²⁾ geschildert und es ist wohl auch kein Zufall, daß der dort vorkommende Name Borel uns in *a* in V. 1388 begegnet, während Ks. nichts entsprechendes bietet. Wahrscheinlich war dieser Zweikampf der Kern einer besondern *geste* (b), die eben zu Karls Ruhme gedichtet war. Im 11. Jhr. vielleicht, unter dem Einflusse der zahlreichen Pilgerfahrten nach dem heiligen Land, erhielt dieselbe das orientalische Colorit und später verband ein Compiler, der sie kennen gelernt, diese *Geste* in ziemlich loser Weise mit dem Rol. b selbst scheint verloren gegangen, wenigstens ist es mir nicht gelungen, von einer Darstellung Kunde zu erlangen, die nicht schon Spuren von Veränderungen trüge. Aber es bleiben Ähnlichkeiten genug, um die Identifizierung von b, der Grundlage von Bal., mit der Grundlage des Karlmeinet zu rechtfertigen³⁾. Somit wäre auch in dieser Beziehung billigen Ansprüchen genügt, und wenn wir nicht so glücklich sind, das eingeschobene Lied vorlegen zu können, womit natürlich die Diskussion über diesen Punkt geschlossen wäre, so hat man sich doch schon oft genötigt gesehn, Interpolationen auch dort anzunehmen, wo die Quelle derselben überhaupt nicht aufgezeigt werden konnte.

Im Uebrigen reizte MR gradezu zur Fortsetzung. O 1903 ff. tötet Roland den Sohn des Marsilies und schlägt Marsilies selbst den rechten Arm ab; dieser entflieht. Nun meinte W. Grimm⁴⁾, ursprünglich sei Marsilies im Kampfe mit Roland getötet worden, und beruft sich dabei auf Turpins Worte *consecutus*

¹⁾ a. a. O. S. 48.

²⁾ s. über dasselbe Kap. III.

³⁾ s. Dönges, a. a. O. S. 48 50.

⁴⁾ Einleitung zu »Ruolandes Liet« S. 109.

est Marsirium fugientem et illum peremit. Dies ist richtig. Wenn er aber ferner behauptet, der Baligantdichter habe erst die Verwundung des Marsilies erfunden, um seine Erzählung anzuknüpfen, so stimmt dazu nicht, daß C und Ks. dieselbe schon berichten; folglich war dieser Zug schon in x vorhanden. x hatte bei anderer Gelegenheit den ohn des Marsilies, Jurfaleu, erwähnt, von dem T nichts weiß, und variirt unsre Stelle dahin, daß dieser getötet, Marsilies aber nur verwundet wird. Und nun begreift es sich leicht, wie der Fortsetzer α verfuhr. Er giebt sich mit der Verwundung des Marsilies nicht zufrieden, sondern führt ihn uns auf seinem Sterbebette vor. Dies ist für ihn eine erwünschte Gelegenheit, [die christlichen Gesinnungen der Bramimunde in Gegensatz zu den Abgöttereien der übrigen Heiden treten zu lassen. Sie übernimmt dann, wie schon gesagt, nach Marsilies Tode die Leitung der Geschäfte und übergibt schließlic Karl, nachdem Baligant geschlagen, die Stadt Saragossa.

Vielleicht wird dem Einen dieser, dem Andern jener der von mir angeführten Gründe für sich allein nicht beweisend erscheinen, jedoch glaube ich nicht, daß Jemand im Stande sein wird, alle hier vorgebrachten Argumente zu entkräften. Somit wäre das, was verschiedene Andre¹⁾ vor mir behauptet haben, jetzt in hohem Grade wahrscheinlich gemacht, nämlich daß es eine französische Version des Rol. gegeben habe, die die Bal. nicht enthielt, und daß diese die ältere sei. Ist dies aber der Fall, so haben wir damit ein neues Mittel gewonnen, das Verhältnis der Ueberlieferungen zu einander zu bestimmen, welches allerdings mit Kritik zu verwerthen ist.

So kann es für die holl. Frgm. nichts ausmachen, daß sie Bal. nicht bieten, weil sie überhaupt nur bis V. 2608 gehen und auch im vollständigen Zustande nur gegangen sind, wie das explicit des Schreibers beweist. Ja, wir sind sogar im Stande zu behaupten, daß ihre Vorlage Bal. enthielt, weil sie selbst die beiden Tiraden 189 u. 190 wiedergeben, welche die Ankunft des Admirals ankündigen und daher unbedingt zu Bal. gehören.

Etwas anders liegt die Sache schon bei L (Lyon), der

¹⁾ auch schon W. Grimm,

einzig fr. Hs. ohne Bal., zugleich der einzigen, die im Süden Frankreichs gefunden wurde. Dafs diese zu der jüngsten Redaktion (γ) gehört, habe ich im ersten Kapitel dargelegt; es geht schon daraus unzweifelhaft hervor, dafs sie zum grofsen Teile dieselben Reime bietet wie P. Wenn sie trotzdem Bal. ausläfst, so wird dies wohl nicht aus kritischen Bedenken geschehn sein, sondern nur weil es die ältere Fassung ohne Bal. kannte. Wir haben also zu vermuthen, dafs diese sich im Süden ziemlich lange erhielt. Dies wird durch Ks. bestätigt. Dafs bei ihr von einer Auslassung von Bal. nicht die Rede sein könne, habe ich bereits durch eine ausführliche Beschreibung ihres Charakters nachzuweisen gesucht.

Auch sie gehört wahrscheinlich dem Süden an. Es ist begreiflich, dafs in ähnlicher Weise wie die griechischen Städte sich um den Ruhm stritten, die Heimat Homers zu sein, mehrere französische Städte zugleich den Anspruch erhoben, die Reste Rolands, des sagenberühmtesten Helden zu bergen. Hier hatte die Sache noch eine praktische Bedeutung. Bekanntlich war es von grofsem Einflufs auf das materielle Ergehn eines Klosters, wenn das Volk von ihm glaubte, dafs es die Gebeine eines Heiligen verwahre, und man scheute sich im Mittelalter sogar nicht, eigens Bücher zu dem Zwecke zu verfassen, in denen alle Wunderthaten eines solchen verzeichnet oder vielmehr erlogen waren, und dadurch die Wallfahrten zu beleben. Auch Roland war, man weifs nicht wann¹⁾, zu einem Heiligen geworden und, wie wir aus unserm Liede selbst ersehn können, wallfahrtete man bereits zu seinem Grabe²⁾. Ueber den Ort, wo dieses sich befand, mufs es 2 Versionen gegeben haben. Denn O³⁾ nennt als solchen Blaive, die Ks. dagegen Arles.

Mein Nachweis, dafs die Kapitel 20 ff. des T. in der gegenwärtigen Fassung von mindestens zwei Händen herrühren, wird auch durch die hier einschlagende Stelle bestätigt. Denn obwohl T. jetzt berichtet, dafs Roland in Blaive begraben sei also mit O übereinstimmt, mufs er früher Arles gehabt haben. Denn wozu sonst überhaupt die Erwähnung von Arles an

¹⁾ die Acta Sanctorum geben darüber keine Auskunft.

²⁾ V. 3687 li pelerin li veient, ki la vunt.

³⁾ die übrigen fr. Hs. bieten infolge Uebearbeitung nichts Entsprechendes.

dieser Stelle? Wozu die Angabe, daß es zwei berühmte Kirchhöfe damals gegeben habe. einen in Arles und einen in Blaiive wenn nicht Arles in der Vorlage genannt wurde? Der zweite Teil des Kap. 29 trägt eine besondere Ueberschrift, die Castets willkürlich fortgelassen hat¹⁾: de his qui sepulti sunt apud Arelatem in Aylis campis, bildete also ein eigenes Kapitel, das sich, wie ich vermute, direkt an Kap. 27 anschloß. Nachdem sie erzählt hatte, wie man mit den Leichen der gewöhnlichen Soldaten verfahren war, fuhr die Chronik ursprünglich fort: postea vero — Arelatem perreximus, in quo cimeterio tunc per manus nostras sepulturae traduntur und hier müssen die Namen Rolands, Oliviers — wahrscheinlich auch der übrigen Pairs gefolgt sein.²⁾

s dagegen schiebt Kap. 28 und die erste Hälfte von Kap. 29 ein, wo wieder die Ueberschrift de duobus cimiteriis sacro sanctis; unum apud Arelatem, alterum apud Blaviam — als Gegensatz zu der eben citierten entstanden ist. Dann wird hinter postea vero eingefügt a Blavio discedentes per Gasconiam et Tolosam tendentes und hinter Arelatem porreximus eine längere Bemerkung, daß sie dort die Burgunder (!) getroffen hätten, welche mit den Toten aus einer anderen Schlacht zurückkehrten, und daß diese per manus nostras etc. in Arles begraben worden seien. Was haben die Burgunder mit dem vorher wiedergegebenen Rolandsliede zu thun?

Wen dies noch nicht davon überzeugt, daß T. an dieser Stelle ursprünglich auf dieselbe Grundlage zurückgeht, wie Ks., der erkläre mir die Gemeinschaftlichkeit des Schlusssatzes:

T. pro quorum animabus uncias *duodecim* milia argenteas totidemque talenta aurea Karolus apud Arelatem egenis dedit,

Ks. (S. 348): »Da wurden Seelenmessen in allen Münstern der Stadt [Arles] gesungen. — Es wird gesagt, daß da zwölfhundert Mark gewogenen Silbers geopfert wurden, bevor ihre Leichen in der Erde geborgen wurden.«

Die Uebereinstimmung setzt sich auch in dem folgenden (30.) Kapitel der Chronik fort. Ks. erzählt, daß der König von

¹⁾ s. Baist, Z. f. r. Ph. V, 422.

²⁾ Gegenwärtig werden neben Samson, Hatto, Irerie, Berengier und Naimon (= Naimes) aus dem Rol. auch einige fremde Namen aufgeführt; nach Ks. werden sämtliche 12 Pairs in Arles begraben.

Arles nach seiner guten Stadt Paris gezogen sei. T. läßt ihn denselben Weg nehmen, aber entsprechend seinem Zwecke, über Vienne, was recht geschickt gemacht ist, denn Vienne liegt wirklich auf dem Wege von Arles nach Paris. O hat weder das Geld, das für Messen ausgegeben wird, noch diese selbst, in O werden die Helden in Blaive begraben, kehrt Karl nach Aachen zurück u. s. f.

Also: es stellen T., abgesehen von den späteren Interpolationen, und Ks. die südliche Version ohne Bal. dar, die noch längere Zeit unverfälscht blieb, während die nördliche sich verschiedene Umformungen gefallen lassen mußte.

Bisher haben wir MR (d. h. das Stück von O 1 bis V 2567) als ein gegebenes Ganze betrachtet; es entsteht die Frage, ob die Einseibung von Bal, nicht auch in diesem Teile Veränderungen veranlasst habe. Allerdings. Ich werde mich auf die Angabe zweier beschränken, welche mir in directem Zusammenhang mit Bal. zu stehen scheinen. Nach der Redaction x haben Roland und die Seinigen dreimal gegen die Heiden gekämpft, und zwar zweimal gegen die Hauptleute des Marsilies und zuletzt gegen Marsilies selbst. Als Baligant eingeführt wurde, war diese Anordnung nicht mehr passend; denn da er den obersten Befehlshaber der Heiden darstellt, mußte Marsilies herabgedrückt werden. Außerdem bevorzugt die Poesie im Allgemeinen, und so auch das Bal., bei der Steigerung die Drei-Zahl, und selbst wenn über diese hinausgegangen würde, wird man doch nicht grade zu einer vierfachen Wiederholung sich entschliessen. « hat deswegen geändert, wie sich deutlich nachweisen läßt. Als Ganelon mit Marsilies den Verrat verabredet, sagt er ihm ¹⁾: «Wenn Rollant zurückbleibt, das Land zu bewachen — —, da sollst Du ihm hunderttausend Ritter entgegenschicken, und sie alle wirst Du verlieren. Sende dann zu einem zweiten Kampfe ebenso viele Ritter und sie alle wirst Du verlieren. Und das dritte Mal wirst Du selber mit dem gesammten Aufgebot ausziehen, und da ist mehr Aussicht, daß Rollant bei diesem Angriff unterliege.» O spricht dagegen (V. 589 ff.) nur von zwei Kämpfen, die stattfinden sollen. Ebenso in der Ausführung. Ks Cap. 23 beginnt der erste Kampf, bei dem die Heiden von Adelrot, dem Neffen des

¹⁾ Ks. S. 311.

Marsilies, angeführt werden. In O T. 94 ff. wird anfangs genau dasselbe erzählt, aber der Ausgang ist ein ungleicher. Nach der Ks (Cap. 26) fallen alle Heiden in diesem Kampfe bis auf Einen: «Von den Heiden sind nun so viele todt, daß von hunderttausend keiner davon kam, aufser einem: das war Margariz; — nach Spanien hat er sich gewendet und dem König Marsilio die Begebenheit, welche da vorging, gesagt.»

Ebenso Konrad. So erzählt auch das Carmen:

V. 279. Sed Margaretus, fugiens vix vixque superstes
Et celer et timidus et male tutus abit.

Es ist dies also unbedingt die alte Fassung.

Was bietet O dagegen?

1439 Païen sunt mort à milliers e a fuls,
De cent milliers n'en poet guarir *dous*.

Von Margariz keine Spur.

Weiter. Auf die Meldung des Margariz, daß die ersten Schaaren vernichtet seien, teilt Marsilies nach Ks sein übriges Heer: (Kap. 27) «Nun beginnt ein zweiter Kampf. Der König Marsilies hat zehn Scharen bei sich und andere zehn sendet er zur Schlacht.»

Genau so Carmen.

V. 292. Omnes dimidiat turmas exercitus omnis
Premittitque decem rex retinetque decem.

O dagegen läßt noch in derselben Tir., die ich eben citiert habe, (V. 1448) Marsilies selbst anrücken und fährt dann fort:

1449 Marsilies vient par mi une vallee
Od sa grant ost que il out assemblee
Ses vint eschieles ad li reis anumbrees.

Es bleibt dabei ganz unerklärt, wie Marsilies die Niederlage seines Heeres erfahren konnte. Und was noch eigentümlicher ist, «¹⁾ widerspricht sich selbst, denn an dem jetzt beginnenden (zweiten) Kampf ist Marsilies gar nicht beteiligt; und als diese Abteilung in größter Not gerät, ruft sie ihn zu Hilfe und T 126 wird erzählt, daß er jetzt erst anrücke. Wenn er schon vorher in eigener Person und mit dem ganzen Heere (*ses vint eschieles*) da war und geschlagen wurde, wie kann er jetzt seinen Leuten zu Hilfe kommen?

¹⁾ O ist hier nicht ohne weiteres zu gebrauchen, weil es Umstellungen vorgenommen hat.

Die Sache ist zu deutlich, als daß ich nötig hätte, noch mehr hierüber zu sprechen. Es scheint, daß die Tir. 112 (Müller) von α hinzugedichtet worden ist, um die Spur des Margarez zu verwischen; einem früher vorhandenen

De cent milliers nen est qu'un escapez

das V noch neben dem Neuen erhalten hat, wird entgegengesetzt: nen poent garir dous. Aber die Umarbeitung ist nicht durchgeführt und hat daher die oben genannten Widersprüche hervorgerufen. Dies wirft dann auch auf das Verhältnis von V und O untereinander und zu ihrer Quelle ein helles Licht. Aber bevor ich zu diesem übergehen kann, ist es unumgänglich notwendig, diese ganze in der französischen Ueberlieferung gründlich verdorbene Stelle mit Hilfe von Ks. so zu reconstituieren, wie sie in α gestanden haben mag.

Die starken Unterschiede zwischen Ks. und O beginnen bei T. 110¹⁾. Kap. 25 gegen Schluß: »Nun ist der Kampf hart und hitzig, und einige hauen, andere wehren« scheint allerdings die Verse

1396 La bataille est adreee endementres

und 1398 Fierent li un, li altre se defendent

der T. 110 wiederzugeben, aber da der ganzen übrigen Tirade in Ks. nichts entspricht und sie auch durch verschiedene andere Umstände verdächtigt wird²⁾, so werden wir vielmehr annehmen, daß Verse desselben Inhalts wie die angeführten am Anfang der Tir. 111 in α gestanden haben, und daß Tir. 110 nur eine Repetitionsstrophe derselben sei.

Man beachte so genaue Uebereinstimmungen wie:

1422 Ne reverrunt ne pefes ne parent

Ne Carlemagus ki as porz les attent

und 1402 Ne verrunt lur meres ne lur femmes

Ne cels de France ki as porz les attendent,

welches letztere nur eine Variation der ersteren im Sinne eines verschiedenen Geschmacks zu sein scheint.

Aber auch T. 111 wird von Ks. nur theilweise wieder-

¹⁾ Auch in der vorhergehenden Tir. sind schon Abweichungen, aber weniger tiefgreifende.

²⁾ Vorausdeutung auf das Gottesgericht in Aachen, das späterer Zusatz ist, den noch die Ks. nicht kennt; Mischung der weiblichen Assonanz an -- e mit en -- e; Erwähnung von Frauen.

gegeben. Genau genommen entsprechen nur die Verse 1412 bis 15:

La bataille est merveilleuse e pesant
Mult bien i fiert Oliviers e Rolanz
Li Arcevesque plus de mil colps i rent
Li duze per ne s'en targent nient

der Ks. (Kap. 25 Schlufs): «Nun ist der Kampf hart und hitzig — — —, so sind auch immer zuvorderst Rollant und Olivier und der Erzbischof Turpeis und alle zwölf Pairs, welche ihnen folgten, so dafs keiner getadelt werden darf.»¹⁾ Aber selbst wenn wir annehmen, dafs Ks. einige Details ubergangen habe, so können wir doch nach der ganzen Art ihrer Anlage, wie ich sie im ersten Kapitel möglichst getreu zu schildern mich bemüht habe, nicht annehmen, dafs sich die inhaltlich ganz verschiedenen Verse 1423—37 in ihrer Vorlage befunden haben und dafs sie dieselben ausgelassen habe. Diese kennzeichnen sich ohnedies dadurch, dafs 1423 einen ganz neuen Gedanken mitten in der Tirade beginnt, als Tiradenanschub. Da grade diese Str. unzweifelhaft lokale Anspielungen enthält, so ist es von grosser Bedeutung, wie man über sie denkt; das eben Ausgesprochene ist das Resultat meiner wiederholten Uebersetzung.

Dagegen ist nach T. 111 von O. eine Tirade ausgelassen, welche das enthielt, was uns Ks. (Kap. 26 Anfg.) bietet: «Nun sind grosse Zeichen und grosse Wunder und viele sonderbare Dinge in Frankreich; schon von der Mitte des Tages an war es so finster wie in der Nacht, und die Sonne kann nicht scheinen, und die meisten Menschen ahnen ihren Tod. Und das ist in der Sage vom hl. Dionisio geschrieben, dafs das Alles um Rolant willen wäre, welcher so viele gute Werke verrichtete und ein so guter Ritter war, dafs niemand ihn aus seinem Sattel bekam.» Die Verse 1347—1357 der Venezianer Hs (V) geben diese Worte genau wieder, und Gautier hat recht daran gethan, diese Tirade als T. 120 in seinen Text aufzunehmen. Aber es ist eine Willkürlichkeit, dafs er den V. 1355

A san Donis est escrit in la geste

1) Die letzten Worte sind wohl auf Rechnung der Ks. zu setzen (s. Kap. I).

ausgelassen hat. Es ist allerdings das einzige Mal, das Ks. eine solche Berufung auf die geste, die sicher ein Kennzeichen des verfallenden Epos ist, enthält, aber da sie hier handschriftlich vorliegt, so haben wir kein Recht, sie zu beseitigen.

Ks. fährt fort: «Der Graf Rollant war ein so guter Ritter, das von ihm überall erzählt wird und von Olivier und allen zwölf Pairs. Von den Heiden sind nun so viele tot, das von Hunderttausend kein einziger davon kam, ausser einem; das war Margariz; er war nicht tadelnswert, da er viele Kennzeichen an sich hat. Nach Spanien hat er sich gewendet und dem Könige Marsilio die Begebenheit, welche da vorging, gesagt.» Dies entspricht fast wörtlich V 1382—92,¹⁾ fehlt aber gänzlich in O; bei Gaut. Tir. 124.

Das Kap. 26 der Ks. schließt: «Der Graf Margariz ist allein davongekommen, sein Speerschaft ist zerstückt und seine Brumme zerhauen, der Schild zerschlagen und der Helm gespalten und von vier Schwertern war er verwundet. Er wäre ein guter Recké, wenn er ein Christ wäre.» Da dies Stück wieder durch Ks. + V (1393—1399) gesichert wird, so hat es in « gestanden; Gautier T. 125 Anf.

Der größere Teil von Gautiers T. 125 (= V 1400—1409) ist Tiradenanhang; der aber schon in « vorhanden war, wie Konr. 5195 ff. beweist. Derselben Tirade ist dann später in β ein neuer Anhang hinzugefügt worden, der nach dem Muster von V 1485 ff. angefertigt ist.

Der Anfang von Kap. 27 der Ks. lautet: «Nun beginnt ein zweiter Kampf.» Das ist eine jener Uebergangsformeln, die Ks. gelegentlich, der Verbindung halber, hinzufügt. Dann folgt: «Der König Marsilies hat zehn Scharen bei sich und andere zehn sendet er zur Schlacht zum zweiten Mal. Nun sehen die Franzosen dieses Heer und es spricht da zu ihnen der Erzbischof Turpin: Gute Ritter, rücket kühn vor, ihr werdet eine Krone im Paradiese tragen.» Die Franzosen erwiderten: «Hier an derselben Stelle werden wir lieber den Tod erkaufen, als das das gute Frankreich sein Lob verlieren sollte. Nun stoßen die Heiden und Christen ein zweites Mal zusammen.» Dieser Stelle entspricht V 1483—97. Hier endigt die Verderb-

¹⁾ Wird übrigens z. Th. auch durch Carmen gesichert.

nis. Denn das Folgende in Ks. «Ein Hauptmann Clibanus» etc. entspricht dem Anfang von O T. 115 u. s. w.

Wir haben also an der besprochenen Stelle zwei parallele Reihen von Tiraden vor uns, von denen die eine durch Ks und V, teilweise aber auch von Carmen und Konrad gestützt wird. Diese repräsentiert uns die Redaktion x und enthält, wie ausgeführt, 5 Tiraden, die in O fehlen. Die zweite Reihe, welche denselben Inhalt, aber mit mehr Ausschmückungen bietet, findet sich in O und gleichfalls in V und es gehören ihr die Ttr. 110, 111¹⁾ (2. Hälfte), 112, 113, 114 an. Dies sind Repetitionsstrophen des Redacteurs α. Nur muß sich dieser desselben Verfahrens bedient haben, das wir schon mehrfach beobachtet haben, nämlich er ließ das Alte neben dem Neuen bestehen, denn nur so ist es zu erklären, daß O Beides darbietet. Dazu hat V oder vielmehr seine Quelle β noch einzelne Tiraden hinzugefügt, und diese sind, teilweise wieder mit neuen Zusätzen, in die jüngeren Hs. übergegangen, O dagegen ist sich der Wiederholungen und Widersprüche bewußt geworden und hat dieselben durch Umstellung und Auslassung zu beseitigen gesucht.

Hiermit glaube ich geleistet zu haben, was ich im ersten Kapitel versprach, nämlich nachzuweisen, daß V (resp. β) eine neue Redaktion, O eine nicht ohne Willkür verfertigte Abschrift von α ist. Dasselbe wird sich auch durch eine andere, für die Verzweigung der Ueberlieferungen nicht minder wichtige Stelle ergeben.

Die Tir. 8, welche uns Karl den Großen zum ersten Mal vorführt, nennt in seiner Umgebung eine Anzahl von Pairs. Nur vier Tiraden weiter, nachdem der Gesandte Marsilies seine Botschaft ausgerichtet hat und Karl über sie beraten lassen will, wird eine neue Aufzählung der Pairs gegeben, bei der zum Teil dieselben Namen, zum Teil neue vorkommen. Das ist doch höchst auffällig. Warum sind nicht alle Pairs an einer Stelle genannt? Warum dieselben an zwei Stellen dicht hinter einander? Das Rätsel löst sich, wenn wir die Ks. be-

1) Tir. 110 ist wahrscheinlich vor der ersten Hälfte von T. 111 eingeschoben, so daß die genannten Tiraden ursprünglich ein zusammenhängendes Ganze bilden.

tragen. Dieselbe bietet an der ersten Stelle (Kap. 4) eine vollständige Aufzählung der Pairs, aber nicht V, 106.

Geffreiz d'Anjou le rei gunfanuiners,

an der zweiten Stelle dagegen (Kap. 5 Anf.) hat sie nichts den Versen 168—176 Entsprechendes. Von diesen sind 168—169 ∞ 165—166; 174 ∞ 107; 175—176 ∞ 104. Die übrigbleibenden neuen Verse enthalten Namen von Helden, welche in x gar keine Rolle spielen, sondern deren Thaten erst von α hinzugefügt worden sind. So kommt Richart li viel nur noch V. 3050 vor, wo er an die Spitze der Normannen gestellt wird, und in V. 3470, der seinen Tod meldet, also ausschliesslich in der Bal. Sein Neffe Heinrich wird nur an dieser Stelle genannt. Der Graf Acelin von Gascogne ist wahrscheinlich identisch mit li quens Acelin (2882); die Ks. nennt nur den Herzog Rainer als Begleiter Karls. O dagegen führt hier vier Barone auf, darunter Geoffroy d'Anjou und Acelin. Tedbald von Rheims ist ebenfalls ein Anführer in der Baligautschlacht (3058); ferner bewacht er mit drei Anderen die Leichen der Pairs (2433); beide Male wird er von Ks. nicht genannt.

Ein merkwürdiges Zusammentreffen in allen diesen Fällen, wenn es nicht seinen sehr natürlichen Grund hätte. Es ist offenbar, daß schon der Fortsetzer y, welcher, wie ich oben andeutete, im Angevinischen Interesse dichtete, in T. 8 die Zeile Geffrei d'Anjou le rei gunfanuiners hinzufügte. α gab dann in einer eignen Tirade (12) eine zweite Aufzählung von Pairs, um gewissermaßen im Voraus zu rechtfertigen, daß man ihnen später als Anführer in Bal. begegnet. Die jüngeren Hs. gehen in dieser Motivierungs- oder Systematisierungssucht noch weiter, indem V z. B. noch N'antelme nennt, wahrscheinlich den Antelme de Maience (3008).

Scholle hat ganz richtig empfunden, daß es auffällig sei, daß in Bal. plötzlich eine ganze Reihe neuer Namen auftreten. Gautier hat ihm in banaler Weise erwidert: wenn die alten Helden gestorben seien, so müßten neue an ihre Stelle treten. Nein; wenn die Helden gefallen sind, welche der Dichter besingen wollte, dann ist das Lied aus, und derjenige, der eben noch mit so warmem Herzen an ihnen hing, verdunkelt ihren Ruhm nicht, indem er die Heldenthaten Anderer feiert.

Wie Bal., so rühren auch die wegen derselben gedichteten Tiraden, also auch T. 8 und 112, von « her und sie bestätigen nur die Unursprünglichkeit von Bal.

III. Bemerkungen über die älteste Gestalt des Rolandsliedes und die Entstehung der Zusätze.

Auf den vorstehenden Blättern bin ich davon ausgegangen, daß die verschiedenen Hs. des Rol. so stark von einander abweichen, daß wir es hier nicht, wie gewöhnlich, mit bloßen Willkürlichkeiten oder Nachlässigkeiten der Schreiber zu thun haben, sondern daß es klar vor Augen liegt, daß mehrfach eine planmäßige Redaktion des Ganzen stattgefunden hat. Aber auch die älteste der vorhandenen Fassungen zeigte so viele Verschiedenheiten und Widersprüche, daß ich, Beobachtungen Anderer benutzend und sie durch meine eignen erweiternd, nachgewiesen zu haben glaube, daß der unter dem Namen der Baligantepisode bekannte Teil, ungefähr ein Drittel des Gedichts, einer früheren Gestalt desselben gefehlt habe. Der Redaktor, der ihn hinzufügte und den ich « genannt habe, hat auch im ersten Teile des Gedichts sich einige, mit der von ihm geplanten Fortsetzung zusammenhängende Änderungen erlaubt. — Da die Karlamagnussage diese Zusätze, die sich als solche durch Gründe anderer Art gekennzeichnet hatten, nicht enthält, so ergab sich der Schluß, daß ihre Vorlage einer früheren Redaktion angehört haben muß, und zugleich war dies eine Bestätigung meiner ersten Behauptung.

Weiter führen uns Erwägungen anderer Art, von denen ich zunächst heraushebe die Mischung des Historischen und Unhistorischen im Rolandsliede. Als Karl der Dicke i. J. 883 das Kloster St. Gallen besuchte, fand er daselbst einen alten Mönch, der ihm viele Geschichten von seinem Großvater erzählen konnte. Der Mönch war nämlich von einem Kriegsmann Adelbert erzogen worden, der selbst verschiedene Kriege unter Karl dem Großen mitgemacht hatte, und hatte als Knabe den redseligen Mitteilungen des Alten oft Stand halten müssen.

auch zu Zeiten, wo er sich gern mit seinen Gespielen im Freien umhergetummelt hätte. Karl der Kahle hatte für diese Geschichten ein so reges Interesse, daß er dem Mönch befahl, sie aufzuschreiben, und so entstand jene Chronik, die unter dem Namen des Mönchs von St. Gallen bekannt ist. Leider ist dieselbe nicht vollendet, oder wir besitzen sie nicht vollständig, denn von den drei Büchern, die sie nach dem 16. Kap des 2. Buches umfassen sollte, hat sich nur das erste ganz, das zweite teilweise erhalten. Wir bedauern besonders, daß dieses Buch keinen Bericht über den spanischen Krieg enthält, so daß wir nicht sehen können, auf welcher Stufe die Sagenbildung über denselben am Ende des 9. Jahrhunderts angelangt war. Aber sie bietet doch Eines, was auch für uns von großem Werte sein muß, nämlich eine Charakteristik des großen Karls. Vergleicht man diese mit dem Bilde, welches das Rolandslied von ihm entwirft, so findet man sie ziemlich übereinstimmend; ja man kann sagen, daß die Schilderung des Rol. der wunderbaren Züge weniger aufweist, als die Chronik.¹⁾ Und dieselbe historische Treue zeigt auch im Ganzen die Erzählung. Die Umstände unter denen, die Gegend, in der der Ueberfall von Ronceval stattgefunden hat, sind so anschaulich dargestellt, wie dies nur ein Bericht von Augenzeugen vermag. Wie sollen wir uns nun die Vermittelung zwischen diesem und dem uns erhaltenen Rolandsliede, das nach seiner Sprache erst aus dem 11. Jh. stammen kann, denken?

Möglich wäre es ja, daß ein Soldat, aus dem spanischen Kriege nach seiner Heimat zurückgekehrt, vielleicht wie der Zögling Adelberts von einem Höherstehenden veranlaßt, seine Erlebnisse habe aufschreiben lassen und daß ein späterer Dichter diesen Bericht seinem Werke zu Grunde gelegt habe. Aber diese Vermutung ist unbedingt abzuweisen. Allerdings beruft sich das Rol. an verschiedenen Stellen auf eine geste Francor, oder anciene geste, auf cartes e briefs, etc., aber diese

¹⁾ Zum Beweise eine bezeichnende Einzelheit. Rol. 118 f. heißt es von Karl:
Gent ad le cors e le cuntenant fier.
S'est ki l' demandet, ne l'estoet enseignier.

eine Wendung von biblischer Einfachheit und Anschaulichkeit. Der St. Gallener Mönch dagegen scheut sich nicht, die Furchtbarkeit Karls so zu übertreiben, daß er berichtet (II, 17), daß ein Mann bei seinem Anblicke fast leblos zu Boden gesunken sei.

sind, wie später zu zeigen sein wird, nachträgliche Zusätze, in den echten Teilen findet sich eine solche Berufung nicht.

Neben diesem negativen Beweise steht als positiver die Natur des Werkes selbst.

Nirgends vielleicht scheidet sich die volkstümliche Litteratur von der gelehrten schärfer als in Frankreich bis zur Mitte des 12. Jhs. und es hat noch kein Gelehrter daran gezweifelt, daß das Rol. der Volksdichtung angehöre. Deren vorzüglichstes Merkmal aber ist, daß sie ihren Stoff nicht in Büchern sucht, sondern das, was im Bewußtsein Aller lebt, zum Ausdruck bringt und daß sie daher für Alle bestimmt und Allen verständlich ist. Und wenn es noch heute nur ganz hervorragende Geister erreichen, sich durch die Lektüre historischer Schriften so lebhaft in die Zustände einer vergangenen Zeit zu versetzen, daß sie dieselben wie aus einem Gusse nachzuschaffen vermögen, so müssen wir diese Gabe den Dichtern des Mittelalters durchaus bestreiten. Wir sehen uns also auf die Annahme einer mündlichen Fortpflanzung verwiesen.

Aber damit wachsen die Schwierigkeiten. Warum sollte sich ein Volksdichter des 11. Jhs. in einer Zeit, die doch an Ereignissen nicht arm war, für die Ueberlieferungen der Vergangenheit in dem Grade begeistert haben, daß er sie durch sein Lied zu verherrlichen suchte? Und dann! Es ist bekannt, daß das Gedächtnis des Volkes ein sehr kurzes ist. Hundert Jahre genügen, um den Erinnerungen eines bedeutenden Ereignisses so viele fremdartige Bestandteile hinzuzufügen, Späteres mit Früherem zu vermischen, daß der ursprüngliche Vorgang kaum noch an Einzelheiten zu erkennen ist. Ich erinnere nur an die Art und Weise, wie in der deutschen Heldensage historische Personen wie Attila, der Burgunderkönig Gundicarius, Theodor der Große, teils mit einander in falschen Zusammenhang gebracht, teils mit ähnlichen Namen verwechselt oder verschmolzen sind. Da dies im Rol. nicht der Fall ist, sondern die Zustände unter Karl dem Großen sowohl, als die Umstände des behandelten Ereignisses treu wiedergegeben sind, da zwar Unhistorisches nicht fehlt, aber doch keinen wesentlichen Einfluß auf die Erzählung gewonnen hat, so werden wir zu der Annahme gedrängt, daß das uns erhaltene Rol. letzten Endes auf ein Gedicht zurückgehe, das

entweder von einem Zeitgenossen oder auf seinen mündlichen Bericht hin verfaßt worden ist, d. h. daß es aus dem Ende des 8. oder der ersten Hälfte des 9. Jhs. herrühre.

Diese Annahme entbehrt auch nicht ganz der Unterstützung aufserer Zeugnisse. Zwar könnte man jene bekannte Stelle des Astronomus Limosinus, (Pertz II 608), wo er sagt, er brauche die Namen der bei Ronceval gefallenen Helden nicht zu nennen, weil sie dem Volke bekannt seien (*quorum, quia vulgata sunt, nomina dicere supersedi*), auf das Vorhandensein einer Volkssage, nicht eines Gedichtes über Roland deuten. Aber wie sollten diese Namen eine so allgemeine Verbreitung gefunden haben, wenn nicht durch Vermittlung eines überall gesungenen Liedes? Ausdrücklich von Gedichten und sogar von vielen spricht eine Glosse des cod. Steinweldensis der vita Einhardi, welche zu derselben Stelle die Bemerkung macht: *de hoc (sc. Hruodlando) nostri cantores multa in carminibus cantant, dicentes, eum fuisse, filium sororis Karoli regis*. Die Klasse C, zu der diese Hs. gehört, wird ins 10. s. gesetzt, aber es läßt sich nicht bestimmen, aus welcher Zeit die angeführte Glosse stammt. Und wie von Roland, so wird uns auch von andern Helden des französischen Volksepos berichtet, daß ihre Thaten unmittelbar darauf der Gegenstand von Liedern geworden sind.

Man neigt daher allgemein dazu, die Existenz französischer Volkslieder als Vorstufen der erhaltenen *chansons de geste* anzunehmen, aber die Form derselben stellt man sich meist so vor, daß sie den Zweck, den man ihnen zuschreibt, Träger der historischen Ueberlieferung zu sein, nicht hätten erfüllen können. Gautier, der sein ganzes arbeitsreiches Leben der Forschung über das französische Volksepos gewidmet hat, und sich auch dem, was Andre gefunden haben, nicht verschließt, der uns also einigermassen als Repräsentant der gegenwärtigen Ansichten auf diesem Gebiete dienen kann, äußert sich über die Cantilenen, welchen Namen die Volkslieder bei den lateinischen Chronisten führen, folgendermassen: *ces chants sont brefs . . .*; er vergleicht sie mit den *rondes de nos petites filles*. *Les plus longues ont soixante vers*. Eh bien! *les cantilènes n'étaient guères que des rondes d'enfants*; und sie mußten so kurz sein, denn *ils devaient être faciles à retenir*.

Ich glaube, daß Gautier hier entschieden im Irrtum ist. Nichts nötigt uns anzunehmen, daß die Cantilenen auf einen so geringen Umfang beschränkt waren. Das Beispiel der Kinderreime oder vielleicht meint G. eine vornehmere Gattung Tanzlieder, ist so unglücklich gewählt wie nur möglich. Diese erfreuen uns durch einen naiven Reiz in den Einzelheiten, aber ihr Inhalt ist höchst gering und nichtig. Sie sind in unsrer Zeit, der nichts zu unbedeutend erscheint, mehrfach gesammelt worden, gehören jedoch eigentlich kaum zur Litteratur und sind durchaus nicht im Stande, ein Epos zu erzeugen, das offenbar das Interesse des ganzen Volkes beschäftigt hat. Dagegen enthalten die Cantilenen die Schilderung einer gewaltigen Schlacht, von einem, der sie mitgemacht; ihr Umfang richtet sich nach der Bedeutung des Ereignisses, nach der Kompliziertheit der Umstände, nach der Begabung und dem Willen des Verfassers.

Wie sie im Gedächtnis behalten werden können, macht demselben keine Sorge, denn sie sind garnicht dazu bestimmt, von Jedem gesungen zu werden. Zu dieser irrtümlichen Auffassung hat sich G. durch eine Stelle in der *vita sancti Wilhelmi*, auf die ich gleich zurückkomme, bestimmen lassen, dann aber mag ihn sein ganzes Bestreben, die Zustände des Mittelalters seinen Lesern möglichst lebhaft vor die Augen zu führen, unbewußt verleitet haben, zu häufig Analogieen zu denselben in der Gegenwart zu suchen. Damals jedoch gab es berufsmäßige Sänger, deren Aufgabe es war, solche Lieder über Kriegsthaten, *chansons de geste*, denn diesen Namen verdienen die Cantilenen ebenso wie die uns erhaltenen Lieder, vorzutragen. Diese waren aber, da sie ihr Gedächtnisvermögen nach Kräften auszubilden genötigt waren, recht wohl im Stande, ein Gedicht von 500 Versen und mehr auswendig vorzutragen.

Gautier citirt¹⁾ selbst eine Stelle aus einem Leben des heiligen Leodegar, das in der ersten Hälfte des neunten Jhd., also grade in der Zeit, von der wir sprechen, abgefaßt ist, wo von einem solchen Sänger die Rede ist: *Oblatus est caecus, vocabulo Bernlef, qui a vicinis suis valde diligebatur eo quod*

¹⁾ Epop. fr. I, 22.

esset affabilis et antiquorum certamina bene noverat psallendo promere. Aehnliche Stellen bieten Einhard, Ermoldus Nigellus u. A. Die Vortragsweise, der Charakter, ja der Stand dieser Sänger hat sich im Laufe des Mittelalters geändert, aber bestanden haben sie in allen Jahrhunderten desselben.

Die Stelle aber der *vita St. Wilhelmi*, auf welche sich Gautiers Annahme stützt, daß die Cantilenen wirklich vom ganzen Volke gesungen worden seien, lautet so: *Quae enim regna, quae provinciae et quae gentes, quae urbes Wilhelmi ducis potentiam non loquuntur, virtutem animi etc.? Qui chori iuvenum, qui conventus populorum, praecipue militum ac nobilium virorum, quae vigiliae sanctorum dulce non resonant et modulatis vocibus decantant qualis et quantus fuerit etc.* Aber wer sieht nicht, welche starke rhetorische Färbung diese Worte haben? So daß wir hier, wie kurz darauf, wo der Autor versichert, das Leben seines Heiligen wäre *adhuc ubique pene terrarum notissima* gewesen, erst eine gewisse Amplifikation in Abzug bringen müssen, ehe wir in Anschlag bringen dürfen, was dieser Bericht wirklich enthält. Das ist aber wahrscheinlich dies, daß es zwei Gattungen von Liedern zum Preise Wilhelms von Aquitanien gegeben habe: Hymnen (weil er, der am Ende seines Lebens in ein von ihm gestiftetes Kloster gegangen war, als ein Heiliger betrachtet wurde), diese wurden in der Kirche gesungen [*quae vigiliae sanctorum etc.*] und wirklich erzählende Dichtungen, d. h. nämlich nach meiner Ansicht *chansons de geste*, wie wir sie thatsächlich aber in späterer Fassung über Wilhelm von Aquitanien besitzen. Da diese auf öffentlichen Plätzen oder beim Gelage vor versammeltem Volke, und zwar besonders Kriegern, vorgetragen wurden, so hat der Biograph das Recht zu sagen: *quae conventus populorum, praecipue militum, ac nobilium virorum, dulce non resonant.* Das *modulatis vocibus decantant* kann sich einerseits auf die Hymnen beziehen, aber auch von dem epischen Vortrag gesagt sein, da wir uns denselben als eine Art Recitativ zu denken haben. Die *chori iuvenum* aber, glaube ich, darf man getrost als Uebertreibung steichen. Der Satz also, auf den Gautier wiederholt zurtuckkommt¹⁾ *avant d'être chante par les jongleurs, elle*

¹⁾ *Epop. fr. I, 80.*

(sc. die Volkssage) a été chantée par tout un peuple, ist, so lange G. keine andre Stelle zum Beweise anführen kann, nicht zu acceptieren.

Näher als mit dem Vergleiche mit den rondes de filles kommt G. der Wahrheit, wenn er als Beispiel einer cantilena das Ludwigslied anführt, das durch den Sieg Ludwigs III über die Normannen bei Saucourt (3. Aug. 881) veranlaßt worden ist. Dasselbe ist in der That auf französischem Boden und zwar kurz nach der Schlacht entstanden, da Ludwig, der 882 starb, in demselben noch als lebend erwähnt wird¹⁾. Aber G. hätte nach meiner Ueberzeugung doch besser gethan, wenn er die Beispiele der ersten Auflage beibehalten hätte, nämlich das Hildebrandslied und Waltharius manufortis. Statt dessen sagt er in der 2. Auflage (S. 64 Anm.): nous ne voulons point parler ici de deux documents auxquels nous avons peut-être donné trop d'importance dans la première édition de ce présent livre et qui n'ont véritablement aucun rapport direct avec l'histoire de notre épopée. Allerdings keinen direkten Bezug, insofern als sie nicht in Frankreich entstanden sind; aber als Beispiele sind sie vortrefflich.

Meine Untersuchung hat das mit der Gautiers gemeinsam, daß wir beide fragen: welche Gattung poetischer Erzeugnisse müssen wir für das 9. Jhd. voraussetzen, damit diejenige Art, erzählender Dichtungen, die wir vereinzelt im 11. und in überaus großer Anzahl im 12. und 13. Jhd. vorfinden, entstehen konnte? Es müssen also die Keime, welche so reiche Früchte zeitigt haben, aus der Natur der Letzteren bestimmt werden. Gleichgültig ist dabei, ob diese Vorstufen sich zufällig erhalten haben oder, wie das Meiste aus so frühen Zeiten, verloren gegangen sind, ja man kann sagen, infolge der Umstände verloren gehen mußten. Wichtiger ist, wie die Berichte der Chronisten zu unsern Annahmen stimmen, aber dies kommt doch erst in zweiter Reihe, weil sie nämlich über das damalige Volksleben sehr wenig und manchmal Ungenaues berichten.

¹⁾ Es ist übrigens ein interessantes Zeugnis dafür, daß man noch am Ende des 9. Jhd. nicht nur noch in einem Teile Frankreichs deutsch sprach, sondern es auch bei Hofe ziemlich verstand, denn sonst wäre es, das seinem Charakter nach wahrscheinlich dem Könige als Huldigung dargebracht wurde, nicht in deutscher Sprache gedichtet worden.

Dafs nun aus Gedichten, wie das Ludwigslied, keine ch. de geste hervorgehn konnten, lehrt eine genauere Betrachtung desselben. Schlachten können Veranlassung für eine ganze Reihe von verschiedenartigen Gedichten sein: Kampfeslieder, mit denen man in die Schlacht zieht; Sieges- und Dankeslieder und schliesslich Erzählungen der Schlacht in poetischer Form. Die letzte Gattung ist uns ganz abhanden gekommen. Wer wollte auch, wo wir Generalstabswerke besitzen, mit ihnen durch eine gereimte Schilderung konkurrieren? Und versuchte er es, wirklich genau den Hergang darzustellen, die Anzahl und Stellung der Truppen, die Art ihres Vorrückens u. s. w. anzugeben, so würde daraus das geschmackloseste Zeug, jedenfalls keine Dichtung, entstehen. Das macht, weil unsre militärischen Verhältnisse zu kompliziert geworden sind. Im frühen Mittelalter dagegen war der Kampf ein individueller, die Waffe einfach, die Kampfarm fast stets dieselbe. Der Muth des Helden, die Kraft seines Arms ist entscheidend. Nicht bedarf es der künstlichen Vermittlung eines wohlersonnenen Planes: Roland setzt sich aufs Pferd, ergreift sein Schwert und los in die Schlacht und die Feinde zu Boden geschmettert! Deswegen konnte eine eingehende Beschreibung der Kämpfe nicht nur zum Gegenstande eines Gedichtes gemacht werden, sondern sie durfte auch des vollen Verständnisses und höchsten Interesses seitens eines Publikums gewifs sein, das zumeist aus waffenkundigen Männern bestand. Eine solche volkstümliche Beschreibung der Schlacht bei Saucourt, aber schon in bedeutend transformierter Gestalt, enthält die leider nur stückweise erhaltne geste Gormont et Isembart. Das Ludwigslied aber vertritt eine ganz andre Gattung, es gehört zu den Sieges- und Dankesliedern, es ist ein Hymnus. Wollten wir die gewohnte Einteilung beibehalten, so müßten wir es wegen des starken Hervortretens des Verfassers den lyrischen Erzeugnissen zuzählen. Aber es gehört vielmehr zu jenen Mischprodukten, deren die geistliche Dichtung der Zeit mehrere aufzuweisen hat und die vielleicht als eine Vorstufe des höfischen Epos zu betrachten sind. Ich will versuchen, einige Eigentümlichkeiten dieser Gattung am Ludwigsliede aufzuzeigen.

Der Dichter beginnt mit einer Vorrede:

Einan kuning ueeiz ih, heissit her Hluduig,

Ther gerno gode thinôt: Ih weiz her imôs lônôt¹⁾ etc.

Dagegen versetzt uns der Volksdichter sofort in die Situation, entweder ohne jede Einleitung oder mit ein paar Worten, wie das Hildebrandslied mit der schlichten Wendung: ih gihorta dat seggen. Das Rol. beginnt, wie die Nibelungen, ohne daß die Person des Dichters überhaupt genannt wird.

Das Ludw. fährt dann fort uns eine Biographie Ludwigs zu geben und zu erklären, durch welche Umstände es zu dem Kampfe mit den Normannen gekommen sei²⁾; im Rol. befinden wir uns von vornherein in Spanien, wie bei Homer vor Troja. Während das Rol. rein erzählend ist und der Dichter seine Ansichten nur durch den Mund seiner Helden zum Ausdruck kommen läßt, scheut sich der Dichter des Ludwigslieds nicht, seine Gefühle auszusprechen, so daß sich selbst der mit seinem Gegenstande in gar keiner Beziehung stehende Wunsch findet, daß Ludwig noch lange im Lande der Franken regieren möge. Während das Rol. die Kämpfe selbst aufs ausführlichste schildert, die Ausrüstung seiner Helden, ihre Kampffart, kurz, alle einzelnen Vorgänge zur Anschauung bringt, giebt das Ludw. überhaupt keine Beschreibung der Schlacht, nur der allgemeine Verlauf derselben wird in kaum 10 Versen mehr angedeutet, als berichtet, um daran Lobeserhebungen der Tapferkeit Ludwigs und Dank gegen Gott anzuknüpfen. Rol. ist durchaus episch, das Ludw. überwiegend lyrisch. Man hat längst behauptet, daß das Ludw. von einem Geistlichen gedichtet sei. Dies zeigt sich aber nicht nur in seiner Frömmigkeit, sondern, wie ich eben gezeigt habe, die geistliche Dichtung

¹⁾ Ebenso beginnt die lateinische Bearbeitung des Rolandsliedes, des Carmen mit einem Hymnus auf die Person dessen, die es besingt:

Rex Carolus, clipeus regni, tutela piorum,

Contemptor sceleris, sanctio juris erat

Marte ferus, stirpe presignis, corpore praestans etc.

Und der geistliche deutsche Bearbeiter Konrad eröffnet sein Werk sogar mit einem langen Gebet. Das »ih weiz« ohne weiteren Zusatz ist übrigens eine gut epische Wendung (s. Haupt Z. 3, 187), aber es werden hier zu viel persönliche Beziehungen hervorgekehrt.

²⁾ Ähnlich geht Vace in seinem Roman de Rou von der gegenwärtigen Zeit aus zurück bis er zu dem Herzog Rollo gelangt ist, den er besingen will. Der Kunstdichter versucht dadurch eine Art Brücke herzustellen zwischen der Gegenwart und einer seinen Lesern fremden Epoche.

verrät in ihrer ganzen Darstellungsweise noch ihren Ursprung aus den lateinischen Hymnen. Wahrscheinlich zum Teil aus mangelndem Interesse für die Einzelheiten, aber wohl auch weil ihnen die Kraft fehlt, diese auszumalen, füllen sie ihre Verse mit rhetorischem Beiwerk. Das Typische und Unbestimmte steht an der Stelle des Individuellen und Anschaulichen.

Folglich können Lieder von der Beschaffenheit des Ludw. nicht die Vorstufen für die erhaltenen *chansons de geste* gewesen sein, und da andre in Frankreich gedichtete Schlachtenlieder nicht vorhanden sind, so wird man gut thun, wenn es sich darum handelt, durch ein Beispiel eine lebendige Vorstellung von dem, was die Schriftsteller des 9. s. mit *cantilena* bezeichnen, hervorzurufen, zu dem allerdings in Deutschland entstandnen Hildebrandsliede zu greifen.

Und dies nicht ohne einen inneren Grund. Es ist bekannt, daß seit dem 5. Jhd. eine starke Einwanderung deutscher Stämme, besonders Franken, nach Frankreich stattgefunden hat. Diese haben auf die Entwicklung der französischen *Laute* nur einen geringen, auf den Sprachschatz dagegen einen viel bedeutenderen Einfluß gehabt und noch viel größer ist derselbe auf Sitten und Einrichtungen der damaligen Bevölkerung Frankreichs gewesen. Daß wesentlich deutsche Zustände den Schilderungen der französischen Epen zu Grunde liegen, ist längst, auch von Gautier, anerkannt worden.

Aber auch die epische Technik werden die französischen Sänger von den deutschen gelernt haben, so daß sich ihre Gedichte nur durch die Sprache und die metrische Form unterscheiden. Die Verwandtschaft zwischen den *chansons de geste* des 8. und 9. s. und den deutschen Liedern muß eine sehr große gewesen sein, da noch in der gegenwärtigen Fassung des Rol. sich Stellen finden, welche dieselbe beredte Knappheit des Ausdrucks, dasselbe Sprunghafte, Energische, dieselbe Anschaulichkeit zeigen, wie das Hildebrandslied.

Der Hergang ist also vielleicht folgender gewesen. Schon seit alter Zeit gab es in Frankreich kleinere erzählende Dichtungen in kurzen, wahrscheinlich etwa fünfzeiligen, Strophen, wie sie die ersten Nummern der Bartsch'schen Romanzensammlung zeigen. Aber diese enthielten keine Kampfschilde-

rungen, sondern vielleicht Szenen aus dem häuslichen Leben, Tierfabeln u. s. f., die mehr der Unterhaltung dienten, als daß sie die Gemüter der Zuhörer in Begeisterung versetzt hätten. Da lernten die Romanen die deutschen Gesänge kennen, deren stählerne Kraft auf die kriegerischen Männer ganz anders gewirkt hat, als heute auf uns; wahrscheinlich dadurch, daß ein sprachkundiger Franke sie ins Französische übersetzte. Dann vollführte Karl Martell jene glänzenden Kriegsthaten, deren Ruhm die ganze Christenheit erfüllte; an diese schlossen sich die seines tapferen Sohnes Pipin und des wahrhaft großen Karl in so ununterbrochener Folge an, daß es kein Wunder ist, daß die Tradition alle diese Eroberungen auf Karl den Großen übertrag. Der Eindruck dieser heroischen Erscheinung mußte die Phantasie auch der französischen Dichter lebhaft erregen und zur Behandlung der großen zeitgenössischen Ereignisse reizen. Sie versuchten also die deutschen Lieder nachzubilden, bedienten sich aber dabei der ihnen geläufigen, populären metrischen Form. So entstand eine Dichtungsart, welche dieselbe ist, wie sie uns in den chansons de geste späterer Jahrhunderte vorliegt, nur daß diese schon einen gewissen Verfall zeigen, während die Dichtungen des 8. und 9. s. sich wohl noch im Zustande der Entwicklung befanden, so daß die eigentliche Blüte ins 10. Jh. zu setzen wäre.

Für diese letztere Annahme kann noch ein Beweis angeführt werden, der fast dieselbe Bedeutung beanspruchen darf, wie wenn uns eine chanson de geste selbst aus dem 10. Jh. erhalten wäre: das sogen. Haager Fragment. Dieses wurde bekanntlich von Pertz in einer Hs. der königl. Bibliothek zu Haag entdeckt. Pertz setzte dieselbe in das 10. Jh., eine Annahme, welche der Oberbibliothekar der Haager Bibliothek auf eine Anfrage Conrad Hoffmanns¹⁾, auf das Bestimmteste bestätigte. Er bemerkt schon integros versus textui immisceri. G. Paris besprach dann das H. Fr. an zwei Stellen seines Buches²⁾, druckte dasselbe im Anhang vollständig ab und verwandelte einige Stellen der lateinischen Prosa mit sehr geringfügigen Aenderungen, in Hexameter. Hofmann³⁾

¹⁾ s. Sitzungsberichte der bayer. Akad. der Wissensch. zu München 1871 S. 339.

²⁾ histoire poétique de Charlemagne S. 50f. u. 84f.

³⁾ a. a. O. S. 331 ff.

that schliesslich dasselbe fast mit dem ganzen Stücke, und wenn auch einige Lücken blieben und vielleicht bei seiner Herstellung einige Worte einen anderen Platz als den ursprünglichen erhalten haben, so beweist doch, daß dieselbe ihm derart gelingen konnte, unwidersprechlich, daß das H. Fr. nichts als die Auflösung eines in Hexametern geschriebenen Gedichts ist. Dieses muß aber wiederum auf eine französische *chanson de geste* zustückgehen. Ich stimme hier ganz mit der Ansicht und der Art der Begründung von G. Paris überein, (S. 51): *On peut en effet affirmer, sans hésitation, que le poëme dont il faisait partie a été traduit d'une langue vulgaire; le moine quelconque, qui l'a composé ne pouvait avoir les qualités d'invention nécessaires à un poëte original; on ne saurait même prêter à la versification latine de ce temps la facilité de faire un poëme d'après les récits populaires.*»

Es hat sich noch eine Anzahl der ursprünglichen Züge durch die doppelte Verkleidung hindurch erhalten. Karl wird als *imperator* bezeichnet wie im Rol., der Ausdruck *agilis et audax* ist die wörtliche Uebersetzung von *fort et legier* (Rol. 1312), ein Satz wie *ridet Gradivus notans sanguinolenta brachia* findet, wie G. Paris anmerkt, seine Entsprechung in Rol. 1711: *Ja avez vos ambsdous lez bras sanglanz.*

Respunt li quens : colps i ai fait mult genz.

Das epische Beiwort ist in reichem Masse vorhanden. Es zeigt also das H. Fr. ganz die entwickelte Form des französischen Epos und beweist, daß die Dichtung der *chansons de geste* im 10. Jh. schon in voller Blüte stand.

Nun muß aber dieser Blüte eine Entwicklung vorausgegangen sein; Es kann nicht eines Tages ein Dichter den Entschluß gefaßt haben, durch breitere Ausmalung der Details ein neues Genre zu schaffen; man wußte nicht, was ihn auf diesen Gedanken gebracht haben sollte und ein solches Reflektieren über seine Kunst liegt dem naiven Volksdichter fern. Vielmehr wurde, diese Annahme ergibt sich als die natürlichste, nach und nach der ursprünglich rasch fortschreitenden Erzählung eine und die andere Einzelheit, Beschreibung einer Waffe, einer längeren Rede u. s. w. hinzugefügt und so erwuchs ganz allmählich, man könnte sagen unbewußt, aus der Romanze das Epos. Der Uebergang ist wahrscheinlich ein so

unmerklicher gewesen, daß, wenn uns die Entwicklungsstufen vollständig vorlägen, wir gewiß in Verlegenheit sein würden, an einem bestimmten Punkte das Auftreten einer neuen Gattung zu konstatieren.

Der Parallelismus zwischen H. Fr. und Rol. erstreckt sich auch auf ihr Verhältnis zur Geschichte. Hofmann hat a. a. O. gezeigt, daß das H. Fr. einer älteren Form des *Cyclus* von Guillaume d'Orenge angehört, aus dem einzelne Teile später in die *geste* von Aimeri de Narbonne hinüber genommen wurden.

5 Namen, die das H. Fr. enthält (Ernald, Bernard, Bertrand, Borel¹⁾ und Vibelin) lassen sich mit fränkischen Helden identifizieren, die im 9. und teilweise im Anfang des 10. s. gelebt haben. Wilhelm von Gellone selbst, der den Mittelpunkt des *Cyclus* bildet, starb 812 oder 813 und hat tatsächlich mit diesen Männern in Beziehungen gestanden. Wir erhalten also die Proportion, ich glaube, ich darf mich hier des mathematischen Ausdrucks bedienen: Helden, die im 9., bzw. Anf. des 10. s. gelebt haben, sind nachweislich im 10. s. besungen worden, folglich dürfen wir annehmen, daß es über den Kampf von Ronceval, der am Ende des 8. s. stattfand, spätestens in der ersten Hälfte des 9. s. ein Lied gegeben hat, und zwar war dasselbe, wie wir gesehen haben, von derselben Gattung wie das spätere Gedicht.

Die Hypothese, die ich im allgemeinen für das altfranzösische Epos annehmbar zu machen gesucht habe, in einer Erörterung, die nach der Natur der Materialien eine umständlichere sein mußte, wird für das Rolandslied durch die Existenz von den französischen Hs. abweichender Ueberlieferungen einigermaßen verifiziert. Man kennt dieselben bereits aus dem ersten Kapitel dieser Arbeit. Dort und zum Teil im 2. Kap. habe ich, mich stützend auf die Untersuchungen von G. Paris und Andern, gezeigt, daß die Ks. eine frühere, und die lateinischen Berichte, Carmen und Turpin, noch ältere Gestalten des Rol. voraussetzen. Dabei ist noch garnicht zur Sprache gekommen, wie dieses Verhältnis dadurch seine Bestätigung erhält, daß die genannten auswärtigen Ueberlieferungen in demselben Grade

¹⁾ Dieser Borel, der der Geschichte nach Graf von Barcelona ist, hier aber zum Sarazenen gemacht wird, kommt als solcher auch Rol. 1388 vor.

der Geschichte näher stehen, als das Rol. Dies und das von mir behauptete, eigentümliche Mischungsverhältnis von Historischem und Unhistorischem im französischen Roland soll jetzt nachgewiesen werden. Dabei wollen wir von dem ausgehen, was als historisch nachweisbar ist und zu bestimmen suchen, auf welche Weise die einzelnen Zusätze hinzugekommen sind. Natürlich wird sich diese Untersuchung nicht auf alle Einzelheiten erstrecken können, sondern das Wichtigere hervorheben.

Ueber den spanischen Krieg haben wir zwei Berichte von Zeitgenossen, die der *vita Karoli* von Einhard und den der *Annalen*, welche früher auch Einhard zugeschrieben wurden¹⁾, deren Verfasser noch nicht festgestellt ist. Da die *vita* später als die *Ann.* abgefaßt ist, so ist es wahrscheinlich, daß sie dieselben benutzt hat. Wegen mancher offenbaren Unrichtigkeiten hat sie nicht denselben historischen Wert wie diese, aber da Einhard volle Gelegenheit hatte, sich über alle Erlebnisse Karls genau zu orientieren, so bringt sie manche wichtigen Angaben, die sich sonst nirgends finden²⁾. In der Erzählung der Niederlage bei Ronceval stimmen sie beide ziemlich überein, nur daß die *vita* offenbar die Bedeutung derselben abzuschwächen sucht, indem sie sagt, Karl sei *salvo et incolumi exercitu* zurückgekehrt, *praeter quod . . . Wasconiam perfidiam parumper* in redeundo contigit opperiri. Da die *Annalen* dagegen in höchst energischer Weise die Schwere des Verlustes hervorheben³⁾, so werden wir anzunehmen haben, daß der Biograph, da er die Niederlage Karls nicht leugnen konnte, sie wenigstens möglichst herabzumindern gesucht habe.

Das Resultat nun, das bei der Vergleichung der historischen Berichte mit dem Rol. herauskommt, kann man im Ganzen so ausdrücken, daß das Letztere fast nirgends den Ersteren Widersprechendes, aber oft mehr als diese ursprünglich geboten hat.

¹⁾ Daß diese Annahme falsch ist, hat besonders Frese, de Einhardi vita et scriptis specimen nachgewiesen. Ihm stimmt auch der neueste Untersucher der Frage bei: Bernays, zur Kritik karolingischer Annalen S. 145 ff.

²⁾ s. Abel, Jahrbücher der fränk. Könige I, S. 5.

³⁾ In hoc certamine plerique aulicorum quos rex copius praefecerat, interfecti sunt, direpta impedimenta et hostis . . . statim in diversa dilapsus est. Cuius vulneris acceptio magnam partem rerum feliciter in Hispania gestarum in corde regis obnubilavit.

Zunächst das Gemeinschaftliche. Nach den Annalen hat Karl auf seinem Zuge in Spanien nur die Stadt Pampelona eingenommen, nach der *vita* jedoch ist es eine größere Anzahl von Städten (*omnibus quae adierat oppidis atque castellis in deditionem susceptis*). Welches in diesem Falle das Richtige ist, ist nicht leicht zu sagen. Einerseits erscheint es wunderbar, daß Karl, der mit großer Ausrüstung nach Spanien gezogen war, seinen Angriff auf Pampelona und Saragossa beschränkt haben sollte und es wäre ja möglich, daß Einhard hier die Angaben der Ann. nach mündlichen Berichten ergänzt habe. Andererseits wäre deren Unvollständigkeit in einem so wesentlichen Punkte nicht zu begreifen. Außerdem haben wir eben ein Beispiel von der schönfärbenden Tendenz der *vita* gehabt.

Ebenso fraglich ist die Sache für das Rol. Allerdings entsprechen den Worten Einhards die Verse 4 u. 5 fast genau:

Ni ad castel ki devant lui remaignet,
Murs ne citet n'i est remes a fraindre
Fors Saraguce etc.

aber diese Strophe enthält auch die Uebertreibung, daß Karl sieben Jahre in Spanien zugebracht habe. Außerdem ist auch aus andern Gründen zu vermuten, daß diese und die folgenden Strophen dem Gedichte ursprünglich nicht angehört haben, sondern daß dasselbe mit der Belagerung einer großen Stadt begann. An die Stelle des Namens derselben, Pampelona, ist schon im *Carmen Morindia*,¹⁾ im Rol. Cordres getreten, offenbar weil man später mit dem Namen Pampelona nichts anzufangen wußte, während Cordova, als Sitz des Emirats, häufig genannt wurde. Es ist richtig, daß Karl die Mauern dieser Stadt zerstörte: *cuius muros, ne rebellare posset, ad solum usque destruxit* (Ann.):

V. 97 Cordres ad prise et les murs peceiez
Od ses cadables les turs en abatiet.

Die kleine Verschiebung, daß dies hier gleich bei der Einnahme der Stadt, in Wirklichkeit aber erst auf dem Rückzuge geschah, will nichts bedeuten.

¹⁾ Anscheinend nur eine allgemeine Bezeichnung: »Die Mohrenstadt«; eine Stadt Maurienna kommt in den Fortsetzungen des Fredegar a. 758 vor.

In Karls Umgebung befinden sich die Pairs, welche später beim Ueberfall getötet werden. Auch nach den Annalen sind die Gefallenen aulici gewesen, nach der vita befinden sich unter ihnen ein regiae mensae propositus und ein comes palatii, also wirklich Männer, die Karl stets in seiner Nähe hatte. Schwieriger ist die Frage: welche von den Pairs, die das Rolandslied nennt, sind wirklich bei Ronceval gefallen? Die vita nennt nur die drei Eggihardus, regiae mensae propositus, Anselmus, comes palatii et Hruodlandus, Britannici limitis praefectus, die Ann. gar keinen Namen. Man darf den letzteren Umstand nicht benutzen, um die Angaben Einhards zu bezweifeln, denn dieser würde eine so bestimmte Bezeichnung der Personen und ihres Amtes gewiß nicht ohne zuverlässigen Gewährsmann gegeben haben. Und auch in die vita interpoliert können die Namen nicht sein, da die Grabschrift Eggihards¹⁾, welche sich in einer Hs. der Pariser Nationalbibliothek befindet, diesen Namen sichert und wir daher auch kein Recht haben, die beiden ändern zu verdächtigen. Ferner ist damit, daß die vita nur 3 Namen angiebt, nicht schon gesagt, daß die übrigen des Rol. unhistorisch sind, denn es ist nach beiden Quellen²⁾ eine größere Anzahl Hauptleute getötet worden und welche von diesen das Lied fallen ließ, und welche es festhielt und feierte, dafür wird das persönliche Verhältnis des Dichters zu ihnen oder die Popularität einiger von ihnen entscheidend gewesen sein. Uebrigens kann man in dem Anseis unsres Gedichtes ganz gut den Anselmus der vita wiedererkennen; zwar entspräche der französischen Form genau *Ansegis*³⁾, aber solche Vertauschung ähnlich klingender Namen ist im Epos nichts Seltnes. Ferner mag Eggihard durch den erst später in die Sage eingeführten Olivier verdrängt worden sein. Aber sicher ist andererseits, daß nicht alle als Pairs genannten Personen zu Karls des Großen Zeit gelebt haben, resp. bei dem erzählten Ereignis beteiligt waren. Schon Rosenberg hat darauf aufmerksam gemacht, daß man »eine ältere und eine jüngere Heldengruppe« zu unterscheiden hätte. Auf diesen Punkt, der für die Chronologie

1) über dieselbe berichtet Dümmler, Zeitsch. f. deutsch. Altertum 16, 279.

2) plerique aulicorum ... interfecti sunt (Ann.), cum aliis compluribus (vita).

3) oder Ansewig? cf. Lodowicus = Loois; also auch Ansewicus = Anseis?

des Rolandsliedes sehr wichtig ist, werde ich sogleich näher eingehen.

Nachdem also Karl Pampelona eingenommen, zieht er vor Saragossa, um es zu belagern, giebt aber diese Absicht auf, nachdem ihm vornehme Sarazenen Geisseln übergeben haben, und kehrt nach Pampelona zurück. Ebenso, nach der Darstellung des Carmen, ursprünglich im Rol., nur mit einer kleinen Lokalveränderung. Der Dichter hat wohl Karl nicht umsonst den Zug nach Saragossa machen lassen wollen; er erzählt daher, daß der Kaiser von Pampelona (oder vielmehr Cordres) aus einen Boten (Ganelon) nach Saragossa geschickt habe, um Unterwerfung zu verlangen, und daß dieser die sarazenischen Geisseln in Empfang nimmt. Wie diese geringe Veränderung andre bedeutendere nach sich zieht, werden wir später sehn. Das Resultat ist im Liede, wie in den Chroniken dasselbe: Karl begiebt sich auf den Heimweg nach Frankreich, zieht durch die Pyrenäen, stellt, da er des schwierigen Terrains wegen doch einen Ueberfall fürchtet, seine tüchtigsten Hauptleute an die Spitze der Nachhut, diese werden von den Feinden angegriffen und sämtlich getötet. Das Rol. stimmt hier überall auf das genaueste zu den historischen Berichten, aber giebt noch mehr, der Situation durchaus angemessenes Detail, so daß es sich zu ihnen wie eine ausführliche mündliche Erzählung zu einer annalistischen Skizze verhält. Ich frage: ist es denkbar, daß die Tradition, durch kein Gedicht gestützt, während dreier Jahrhunderte alle diese Umstände unverändert gelassen habe?

Auch das Mehr des Rol., von dem ich schon Einiges vorweg genommen habe, ist nicht ohne weiteres als erfunden zu bezeichnen. Nach der vita erfährt Karl »die vaskonische Untreue«, auch die Ann. sprechen nur im allgemeinen von den Basken. Das Rol. nennt einen bestimmten Verräter. Gewisse Gelehrte, die mit Vorliebe das Volk en compagnie arbeiten lassen,¹⁾ dasselbe Gedichte gemeinsam verfassen und dann im Chor absingen lassen, werden bereit sein, anzunehmen, daß »das Volk« die große That vollbracht habe, das Allgemeine und Unbestimmte zu individualisieren. Für mich ist eine solche Vorstellung geradezu unvollziehbar. Ich kann mir keine Gelegenheit denken,

¹⁾ ich denke besonders an Gautier.

durch welche ein solches Zusammenwirken veranlaßt werden sollte und nicht, wie ohne den Plan eines Einzelnen ein längeres organisches Gedicht, denn es handelt sich hier nicht um einige lyrische Strophen, zu Stande kommen kann. Im vorliegenden Falle möchte ich glauben, daß, wenn auch die *Ann.* und die *vita* keinen Verräter nennen, doch ein solcher vorhanden gewesen sei, und zwar war es wahrscheinlich Lupus von Aquitanien. Ich könnte mich dabei auf eine merkwürdige Urkunde berufen, welche Michel¹⁾ zum teil reproduziert. Der betreffende Passus lautet: *Magnus avus noster Carolus fidelissimo Lupo duci . . . totam Vasconiae partem beneficii iure reliquit. Quam ille omnibus pejoribus pessimus, ac perfidissimus supra omnes mortales . . . arripuit. . . . Attamen dum simulanter atrox nepos, sacramentum glorioso avo nostro Carolo multiplex dicebat, solitam eius majorumque suorum perfidiam expertus, in reditu eius de Hispania . . . comites exercitus sacrilege trucidavit.* Diese Urkunde hat nicht nur Michel und Génin, sondern auch manche französische Historiker, wie Martin, veranlaßt, als erwiesen zu betrachten, daß Lupus den Verrath ausgeübt habe. Aber die Echtheit dieser Urkunde ist von den Herausgebern der neuen Auflage der *histoire générale de Languedoc*²⁾ mit gewichtigen Gründen bestritten worden. Wenn ihr daher keine Angaben entnommen werden dürfen, so ist es doch an sich nicht unwahrscheinlich, daß Lupus der Verräter gewesen, da er nicht nur in den *Ann.* a. 769 als Herzog der Basken genannt wird, sondern sich schon damals in feindseliger Weise benimmt und nur durch die Drohungen Karls bewogen wird, den Rebellen Hunald, dem er Schutz gewährt hat, auszuliefern. Wenn nun dieser Lupus der Verräter gewesen ist, wie kommt es, daß das *Rol. Ganelon* als solchen nennt? Wer ist dieser Ganelon? Man hat bis jetzt nur einen Mann dieses Namens aufgefunden, der die Rolle eines Verräters gespielt hat. Es ist dies der Bischof Wenilo von Sens. Dieser ist einer der Mitunterzeichner des Vertrags von Verdun, und zwar befand er sich damals auf Seiten Frankreichs, fiel aber dann zu Ludwig dem Deutschen ab. Wir besitzen eine An-

¹⁾ Seite III in der Einleitung zur 1. Ausgabe. Die Urkunde ist datiert vom Jahre 845.

²⁾ Nach dem Vorgange von Rabanis, *les Mérovingiens d'Aquitaine*.

klageschrift Karls des Kahlen¹⁾, wo dieses Vergehen als ein schlimmer Verrat bezeichnet wird. Ich glaube, es war Génin, der zuerst den Ganelon des Rol. mit dem Bischof Wenilo identifiziert hat.

Man hat gegen die häufig sehr gewagten Kombinationen dieses Gelehrten, die er noch dazu als gesicherte Thatsachen vorträgt, eine starke Abneigung und so hat man auch anfangs diese Identifikation nicht gelten lassen wollen. Neuerdings aber hat sich das geändert. Gautier sagt²⁾: *cette assimilation nous paraît aujourd'hui beaucoup plus vraisemblable qu'autrefois.* Woran man Anstofs genommen hat, ist offenbar dies, daß der Verrat Wenilos, der doch eigentlich eine bloße Unterlassungssünde war, seiner Natur nach nur engeren Kreisen bekannt sein konnte, und man daher nicht begreifen kann, wie die allgemeine Tradition dazu gekommen sein sollte, ihn zum Verräter von Ronceval zu stempeln. Dies ist auch in der That ein Rätsel, dessen Lösung man nicht ohne weiteres bei Seite schieben sollte, sondern wenigstens versuchen muß. Soviel ist selbstverständlich, daß wenn es ein Rolandslied im Anfang des 9. Jh. gegeben hat, in demselben nicht Wenilo, dessen Treulosigkeit erst 859 stattfand, sondern nur Lupus die Verräterrolle gespielt haben kann. Aber es bleibt dann die Frage: Wie kam ein späterer Dichter dazu, den Bischof Wenilo an die Stelle von Lupus zu setzen?

Einen sehr bedeutenden Platz nimmt ferner in unserm Gedicht der Bischof Turpin ein. Es kann dies kaum ein anderer, als der Erzbischof Turpin od. Tyipin von Rheims sein, der wirklich ein Zeitgenosse Karls des Großen war. Rosenberg meint nun, wenn auch Turpin in der *vita Einhardi* nicht genannt werde, so sei es doch immerhin möglich, daß er bei Ronceval dabei gewesen sei, denn Karl habe öfter, auch auf Kriegszügen, Bischöfe in seiner Umgebung gehabt. Diese Möglichkeit zugegeben, so folgt daraus noch nicht, daß er sich am Kampfe beteiligt habe; es wird überhaupt nicht von ihm berichtet, daß er ein streitbarer Mann gewesen sei. Außerdem sind die Hauptleute der Nachhut sämtlich gefallen, nach dem Rol. auch Turpin unter ihnen, thatsächlich hat er aber bis ca. 800 gelebt.

¹⁾ Diese ist nicht verdächtig. Abgedruckt ist sie bei Bonquet VIII 639 ff.

²⁾ Anm. zu V. 178.

Ihrer Lebenszeit nach schliesen sich an Turpin die beiden Pairs Gerin und Berenger an. In diesen hat man wahrscheinlich die Grafen Berenger von Toulouse und Warin von Auvergne zu sehn, die im Jahre 819¹⁾ die Basken in einem Treffen besiegten. Dafs diese in unser Gedicht aufgenommen wurden, begreift sich um so eher, als sie nicht nur gegen Basken, sondern auch gegen einen Lupus, der den Beinamen Centulli führt, gekämpft haben. Die Verwechslung von Basken und Sarazenen kann gleichzeitig mit den Ereignissen geschehn sein. Beides waren heidnisehe Völker Spaniens, mit denen die Franken im 8. und 9. Jhd. fortwährend zu kämpfen hatten; bei den nicht sehr klaren ethnographischen Vorstellungen der Zeit mochte man sie gar für ein Volk halten. So konnten sogar schon im Kopfe Eines, der den spanischen Feldzug selbst mitgemacht hatte, diese Vorstellungen in Verwirrung geraten. Denn etwas kompliziert war der historische Vorgang. Abgesandte des Emirs von Saragossa waren auf dem Reichstage von Paderborn erschienen, um sich dem Kaiser zu unterwerfen. Karl war infolge ihrer Versprechungen nach Spanien gezogen, Saragossa hatte sich ihm wirklich unterworfen, auf dem Rückzuge aber wurde sein Heer von Heiden überfallen. Jeder, der über die Verhältnisse nicht genau unterrichtet war, mußte annehmen, dafs dies Sarazenen gewesen, dafs diese sich also nur zum Schein unterworfen hätten und der Verrat von vornherein beabsichtigt gewesen wäre. An der Spitze der verräterischen Heiden stand ein fränkischer Graf (Lupus), also mußte sich dieser heimlich mit den Sarazenen verschworen haben. Dieser Teil der Vorgeschichte, welche das Rol. mehr bietet, als die Ann. und die vita, kann also schon soweit unmittelbar nach der Schlacht entstanden sein und stellt gewissermaßen die lebendige Geschichtsauffassung des gewöhnlichen Mannes dar, die aber durchaus nichts Sagenhaftes, d. h. Wunderbares enthält. Vielleicht ein halbes Jahrhundert später wurden dann die Namen anderer Helden, die sich gleichfalls in Spanien ausgezeichnet hatten, in das schon berühmte²⁾ Rolandslied eingefügt. Die Verflechtung der Thaten Gerins, Berengers und vielleicht auch Turpins bildete sozusagen die erste Hülle um

¹⁾ s. Annales a. 819.

²⁾ s. die Angabe des Astronomus.

den ursprünglichen Kern des Rol., während Wenilo schon zu einer späteren Schicht von Helden gehört.

Wenn auch, wenigstens unter den erhaltenen ch. d. geste, das Rol. wahrscheinlich das älteste ist, so scheinen doch mehrere andere Helden nicht viel später durch ein besonderes Lied verherrlicht worden zu sein. So der oben erwähnte Guillaume d'Orange, so auch Girard von Roussilion. Die ch. de geste, die des Letzteren Namen trägt, ist in mehreren Hss. erhalten, deren Sprache eine stärkere oder schwächere provenzalische Färbung trägt.¹⁾ Die Streitfrage, die sich an dieselbe geknüpft hat, ob es ursprünglich provenzalisch oder französisch geschrieben sei, hängt mit der allgemeineren zusammen, ob die Provenzalen überhaupt ein Epos besessen haben oder nicht. Auf diese einzugehen, habe ich keine Veranlassung; nur Eines möchte ich bemerken. Die historische Grundlage der G. de R. gehört wahrscheinlich dem 9. Jh. an. Es handelt nämlich von einem Grafen Girart, der, nachdem er 860 die Sarazenen besiegt hatte, im Auftrage Karls von Provence die Provence verwaltete und 870 mit Karl dem Kahlen in Kampf geriet. Nehmen wir an, daß auch dies Ereignis kurz darauf durch ein Lied gefeiert worden sei, also zu einer Zeit, wo die politische Trennung zwischen Nord- und Südfrankreich noch nicht stattgefunden hatte und wo auch die Unterschiede der Sprache noch keine so durchgreifenden waren, so ließe sich die sprachliche Mischung des Gedichtes erklären und es würde die Schwierigkeit gehoben, daß man sich in Nordfrankreich mit südfranzösischen Helden beschäftigte.²⁾ Nachdem dann in einer späteren Fassung des Gedichtes Karl der Kahle mit Karl dem Großen vertauscht worden war, konnte ihn ein Rolandredaktor auch in seinem Liede als einen Zeitgenossen desselben aufführen.

Auch Walter gehört in diesen Kreis. Daß er aus einem andern Cyclus herübergenommen ist, verrät schon die Art seines Auftretens. Er ist nicht unter der Zahl der Pairs, befindet sich nicht in der Umgebung Karls und wird zuerst in der Tir. 65/66 genannt, wo er an die Spitze einer Abtheilung

¹⁾ s. den instruktiven Aufsatz von P. Meyer, Romania VII, 161 ff.

²⁾ Ähnliches wird man auch für die Entstehung der geste van Guillaume d'Orange anzunehmen haben.

tritt, die die umliegenden Höhen bewachen soll. Später finden wir ihn an der Seite Rolands und Turpins kämpfend wieder. Dies sind die drei Helden, welche, nachdem Olivier gefallen ist, allein übrig bleiben und auf welche sich also das gesammte Interesse konzentriert. Dafs bei dieser Wichtigkeit, die seiner Person gegeben wird, Walter doch aufer in den genannten beiden Tiraden, nur noch in drei Tiraden (154—156) vorkommt, ist auffallend; auffallender noch die verschiedenen Versuche, die fehlende Verbindung zwischen ihm und dem Gedicht herzustellen. V. 801 wird er ein Dienstmann Rolands (hum sui Rollant) genannt, welche Bezeichnung vielleicht nur aus seinem Beinamen del Hum (2039) entstanden ist. Um dann zu erklären, wieso er plötzlich mitten in der Schlacht neben Roland auftaucht, werden Verse (2040—43) eingeschoben, des Inhalts, dafs er auf dem Berge überfallen und alle seine Leute getödtet worden seien und dafs es ihm allein gelungen sei, zu entkommen. Ich darf dies als eingeschoben betrachten, weil die Ks. diese Verse nicht bietet. Aber auch die Tir. 65—66 sind interpoliert, denn sie fehlen dem Carmen. Mithin ist das ganze Auftreten Walters völlig unmotiviert, er kommt nur an einer Stelle vor und diese steht mit dem Plan des Gedichts in keinem Zusammenhang, kann also nicht von dem ersten Dichter herrühren. Zur Bestimmung von Walters Herkunft giebt nur ein Vers (2048) einen bestimmten Anhalt, wo er genannt wird.

Li nies Droun, al vieill e al conut.

Dieser Drogo ist eine Person des Epos von Girart von Roussillon. Historisch wird er wohl identisch sein mit Drogo, Bischof von Metz, einem Bruder Ludwig des Frommen, welchem er sehr ergeben war und bei welchem er noch bis zuletzt aushielt.¹⁾ In der dänischen Chronik wird Walter auch zum Neffen eines Bischofs, aber Turpins, gemacht. Wie Walter aus diesem Cyclus in das Rol. gekommen sein kann, darüber habe ich mich schon gelegentlich Girarts ausgesprochen.

Ueber eine Anzahl anderer im Rol. vorkommender Personen läfst sich nichts Bestimmtes ausmachen. Es ist zwar ziemlich zweifellos, dafs der Name des heidnischen Königs

¹⁾ s. Astron. Kap. 63.

Marsilies aus einer Verstümmelung eines wahrscheinlich zusammengesetzten arabischen Namens hervorgegangen ist; aber welcher zu Grunde liegt, wird schwer auszumachen sein. Die von den Ann. genannten Namen Ibin al Arabi und Abuthaur zeigen eine zu verschiedene Lautgestalt, näher liegt der zu a. 809 und a. 810 als Statthalter genannte Amoroz, wobei man aber eine Weiterbildung mit dem Suffix — ilie (vgl. Basilie) annehmen müßte. Gerier scheint eine Parallelfigur zu Gerin (Warin) zu sein, in der Absicht erdacht, zu dem Freundespaare Roland und Olivier ein Pendant herzustellen. Ebenso verhält es sich mit Ivo und Ivorie, nur vermag ich hier keinen von Beiden als historisch nachzuweisen. Daß zwei Personennamen durch Alliteration gebunden werden, ist etwas, was in der französischen Litteratur nicht selten begegnet.¹⁾ Allerdings kommt die Alliteration auch im Lateinischen vor²⁾, aber unlateinisch ist grade die angeführte Bindung von Eigennamen unter einander. Daher ist auch diese Eigentümlichkeit des französischen Epos auf germanischen Einfluß zurückzuführen, denn in deutschen Liedern ist diese Art der Alliteration bekanntlich sehr häufig³⁾ und durch den alliterierenden Vers begründet. — Alle diese Personen also, die sich nicht mit genügender Sicherheit chronologisieren lassen, können für die Geschichte des Rol. nichts ausmachen. Dagegen berechtigen uns, wie ich meine, die beiden aufgezeigten Schichten von Helden anzunehmen, daß in zwei aufeinander folgenden Generationen Bearbeitungen des Rol. stattgefunden haben, die noch älter sind, als das Carmen. Da alle bisher erwähnten Helden schon in diesem Gedichte vorkommen, so wird es⁴⁾ ungefähr ins 10. s. zu setzen sein.

Welche Abweichungen von dem historischen Vorgange zeigt nun die Erzählung desselben, abgesehen von den bereits besprochenen? Dieselben befinden sich besonders im Eingang des Gedichts. Der Verrat des Ganelon mußte motiviert werden. Die Motivierung ist ursprg. ziemlich einfach gewesen. Noch

¹⁾ Herr Prof. Gröber hat eine Anzahl solcher alliterierenden Verbindungen in Z. f. rom. Phil. VI, 469 zusammengestellt.

²⁾ cf. Wölfflin, über die alliterierenden Verbindungen der lateinischen Sprache. Sitzgs.-Ber. der bair. Akad. 1881 II, 1 ff.

³⁾ Ich erinnere nur an Gunther, Gernot und Giselher, Sigmund und Sigelint, Hildebrand und Hadubrand.

⁴⁾ resp. seine Vorlage.

das C. giebt an, daß Ganelon, als er zu Marsilies geschickt wurde, nicht im Mindesten an Verrat gedacht habe; sondern daß er sich erst später durch das Geld und die Schmeicheleien desselben habe bestechen lassen. Ein späterer Dichter ließ dies Motiv zwar nicht fallen, aber doch in den Hintergrund treten, vielleicht, weil es ihm zu gemein schien. Er brachte Ganelons That in direkte Verbindung mit Roland, der Hauptperson. Was konnte den Ersteren veranlassen, Roland zu verderben? Neid auf seinen Ruhm konnte das Motiv sein, dann aber auch Rache dafür, daß Roland ihm einen so gefährlichen Posten verschafft hatte. In C. wird dies Motiv schon angeschlagen, indem Ganelon über den Vorschlag Rolands in großen Zorn gerät, aber es wird nicht ausgeführt, Ganelon stößt keine Drohung gegen Roland aus und es wird ausdrücklich gesagt, daß dieser, als er Ganelon nannte, nichts Böses dabei gedacht habe. Ein späterer Bearbeiter meinte, Roland müsse Grund gehabt haben, sich Ganelons zu entledigen und so entstand eine Familienintrigue: Ganelon wird zum Stiefvater Rolands gemacht. Er muß zwar, da der Kaiser Rolands Vorschläge zustimmt, die Gesandtschaft übernehmen, aber er schwört ihm Rache, und führt sie durch den Verrat aus. Man kann nicht leugnen, daß diese von dem späteren Dichter erdachte psychologische Begründung, wenn sie auch die Erzählung von der Geschichte immer mehr entfernt, doch einen Fortschritt der Darstellung bedeutet, diese wird dadurch mannigfaltiger und anziehender. Aber es schließt sich leicht der Verfall an: denn wenn wieder in einer jüngeren Redaktion an dieser Stelle Ganelon in zweideutigen Ausdrücken seinen Verrat im voraus ankündigt und sich dann, als er verurteilt werden soll, darauf beruft, daß er Roland und Olivier in öffentlicher Versammlung die Freundschaft aufgekündigt habe, so ist dies eine Spitzfindigkeit, die schon nicht mehr in den Bereich der Poesie, mindestens nicht der naiven Epik, gehört.

Zum Carmen zurückkehrend, hebe ich nur noch das Blasen des Horns heraus. Alle erhaltenen Ueberlieferungen lassen, wovon allerdings geschichtlich nichts überliefert ist, Karl den Großen auf das Schlachtfeld zurückkehren und Roland und die Seinigen beweinen; vermutlich ist dies schon im ersten Rol. der Fall gewesen. Aber dazu war eine Vermittelung

nötig, durch welche Karl den Untergang Rolands erfuhr. Man kam auf den Einfall, daß Roland durch das Blasen seines Horns ihn herbeigerufen habe. G. Paris meint, man hätte zuerst ein altes, zersprungenes Horn für das Rolands ausgegeben und dadurch wäre erst die Erzählung von demselben in das Rol. hineingekommen. Dies ist mir deswegen nicht wahrscheinlich, weil C. diese schon enthält und doch von der Aufbewahrung des Horns nichts weiß. Vielleicht beruht diese Episode wirklich, wie Manche wollen, auf einer alten mythologischen Vorstellung, und es ist, was ursprünglich von einem Gotte erzählt wurde, schon ziemlich früh auf Roland übertragen worden. Wie sie sich in den jüngeren Redaktionen zusehends kompliziert, soll später gezeigt werden.

Schreiten wir dann in der Entwicklung vom C. weiter zur Ks., so kommt hier ein neuer höchst bedeutender Zug hinzu. Die Tragödie wird zum Schauspiel; das Rol., das auf der Stufe des C. damit schloß, daß Karl die Gefallenen beweint und begraben läßt, endet schon in der Ks. mit der Vergeltung, mit dem Siege Karls über die Heiden. Daß die Version des C. nicht etwa auf einer Verkürzung beruht, sondern die ursprüngliche ist, geht aus folgenden Erwägungen hervor. Hätte der Dichter des C., nachdem er noch kurz vorher den französischen Text recht ausführlich wiedergegeben, etwa plötzlich die Lust dazu verloren und zu Ende kommen wollen, so hätte er doch wenigstens mit ein paar Worten sagen können, daß Karl die Feinde besiegt habe, nicht diese Tatsache, falls sie sich in seiner Vorlage befand, überhaupt ausgelassen. Dann aber ist diese Annahme gänzlich willkürlich, und keineswegs durch die sonstigen Umstände zu rechtfertigen, die sogar für das Gegenteil sprechen. Karl kann die Feinde gar nicht schlagen, weil sie längst entflohen sind, und in x wird er nur mit Zuhülfenahme eines deus ex machina mit ihnen in Verbindung gebracht. Ferner haben wir schon überall gesehen, wie jede Andeutung des vorhergehenden Dichters von den folgenden zu einigen Tiraden ausgeführt wird; so konnte sehr leicht, nachdem einmal gegeben war, daß Karl auf das Schlachtfeld zurückgekehrt sei, dazu fortgeschritten werden, daß er sich an den Feinden rächte.

Aber Turpin (Kap. 26) enthält ja schon diese Angabe?

Dasselbe Kapitel und die mit ihm zusammenhängenden folgenden bringen so viele Züge, die sich bestimmt als Zusätze bezeichnen lassen, daß ihnen, wie ich im ersten Kapitel ausgeführt habe, eine spätere Version des Rol. zu Grunde liegen muß.

Die Art und Weise nun, auf welche Karls Sieg herbeigeführt wird, verrät entschieden die Hand eines geistlichen Redaktors. Derselbe fand in der *vita* des Einhard, die ihm wahrscheinlich bekannt war, daß Karl nicht an den Basken habe Rache nehmen können, weil dieselben *noctis beneficio, quae iam instabat, protecti summa cum celeritate in diversa disperguntur*. Von dem Bestreben geleitet, das in den späteren Teilen des Rol. aufs deutlichste hervortritt, die Christen schließlicly doch den Sieg über die Heiden davontragen zu lassen, ersann er ein Wunder. Der Abend bricht herein und begünstigt durch sein Dunkel die Flucht der Heiden, da betet Karl zu Gott, er möchte die Sonne still stehen lassen. Die Sonne bleibt stehen und die Franken können die Heiden verfolgen und vernichten.

Stände diese religiöse Wendung allein da im Rol., so könnte man sie immerhin noch der Phantasie eines frommen Laien zuschreiben. Aber dies ist nicht der Fall, sondern es findet sich, wie aus der Zusammenstellung des Excurses zu ersehen ist, eine ganze Anzahl solcher religiöser Züge und Ausdrucksweisen in demselben. Gautier, der einen sehr ausführlichen Artikel verfaßt hat mit der Aufschrift *l'idée religieuse dans la poésie épique du moyen âge,*¹⁾ möchte dies darauf zurückführen, daß damals die fromme Gesinnung im ganzen Volke sehr verbreitet gewesen sei. Was er aber zum Beweise anführt, ist rein äußerlicher Natur. Es ist richtig, daß man den Namen Gottes im Mittelalter sehr häufig im Munde geführt hat, die verschiedenen Zusätze jedoch, mit denen er begleitet wurde und in denen G. das Ausströmen tiefer Empfindungen sieht, finden sich zum größeren Teil in späteren Epen, und so rationalistisch dies erscheinen mag, so bin ich doch, nach dem Eindruck, den ich von diesen erhalten habe, sehr

¹⁾ In der *Revue du Monde Catholique* 1867, dann auch 1868 in Paris bei Palmé erschienen.

geneigt, die frommen Worte für nichts weiter als bequeme Formeln für den Reim zu halten: der Dichter, wenn die Meistersingerei dieser Zeit diesen Namen noch verdient, wählte *deu li glorios* oder *creator*, wenn es sich um eine Tirade in *o* handelte, *li spirital*, wenn er auf *a*, *li fieus Sainte Marie* oder *que dieu vos beneie*, wenn er auf *i-e* reimen wollte u. s. f. Von dem häufigen Gebrauch des göttlichen Namens bis zu einer geistlichen Auffassung, welche die Darstellung religiöser Vorgänge und Stimmungen den Kampfes schilderungen vorzieht, ist es doch noch recht weit und das Rol. selbst scheint mir, in den sicher ursprünglichen Teilen, gegen das Vorhandensein einer solchen unter den Laien zu sprechen. Ich habe im Excurs nachzuweisen gesucht, daß der Kern des Gedichtes frei ist sowohl von religiösen Gedanken, als von gelehrten Wortbildungen und daß diese beiden nur an bestimmten Stellen auftreten, die sich durch Häufung und Kombination solcher Elemente verdächtig machen.

Daß der Umfang des Rol. bedeutend geringer wird, wenn man alle diese geistlichen Zusätze abzieht, ist klar, d. h. es ergibt sich, daß das Rol. des 9. s. viel kleiner war, als das jetzt vorhandene. Diese beschränken sich nun nicht bloß auf den Inhalt, sondern es giebt auch deren, welche, ohne denselben wesentlich zu alterieren, Einzelnes besonders vermittelt Reden weiter ausführen und variieren.

Zu der Annahme ebensolcher Zusätze nicht geistlichen Inhalts werden wir durch den Vergleich mit dem C. veranlaßt. Allerdings ist in dieser Beziehung ein vorsichtiger Gebrauch von C. zu machen. Wie ich mir denselben denke, habe ich im ersten Kapitel entwickelt und möchte ich hier durch ein Beispiel anschaulich machen. Vorher aber will ich noch einmal dem möglichen Einwande begegnen, als ob das C. durchweg eine verkürzte und vereinfachte Wiedergabe sei, daß also die detaillirten Ausschmückungen von vorn herein zum Wesen des französischen Epos gehört hätten und daß man gar kein Recht hätte, selbst wenn sie als überflüssig oder sogar den Gang der Erzählung hemmend empfunden würden, sie als Interpolationen aufzufassen. Wir würden wirklich in Verlegenheit geraten, wie wir diese Alternative entscheiden sollen, wenn uns nicht die Technik solcher Bearbeitungen von andrer

Seite her bekannt wäre. Dieselben zu studieren, gewähren schon die jüngeren Hss. des Rol. Gelegenheit und ich habe gerade in der Absicht, das Verfahren der Interpolatoren darzulegen, im ersten Kapitel aus denselben zahlreichere Beispiele gegeben, als für dessen Zwecke an sich erforderlich gewesen wäre.

Aber man kann wieder bemerken, daß wir durch sie nur die moule épique des 13. s. kennen lernen, nicht die der früheren Jahrhunderte; deswegen habe ich mich bemüht, so zu sagen, die Theorie der Interpolationen aus dem Alexius abzuleiten,¹⁾ dessen Original aus der Mitte des 11. s. und dessen stark interpolierter Text aus dem 12. s. stammt. Dieser steht also dem Oxf. Text zeitlich ziemlich nahe; ein noch älteres Gedicht in mehrfacher Ueberlieferung haben wir leider nicht zur Verfügung und so müssen wir versuchen, aus der Vergleichung der beiden Alexiushs. allen möglichen Vorteil für die Erkenntnis der damaligen epischen Technik zu ziehen.

Dieselbe ergibt nun mit Evidenz, daß es durchaus üblich war, bei verschiedenen Gelegenheiten ausschmückende Verse einzufügen. Solche Gelegenheiten boten in erster Reihe Namen dar. Ein Sänger fand in einem Liede, das er recitieren wollte, den Namen eines Helden vor, von dem er schon anderweit hatte singen hören. Sei es, daß seine Erinnerung sich auf eine andere That desselben Namens bezog, die in einen ganz verschiedenen Zusammenhang gehörte, sei es, daß ihn nur der Klang eines ähnlichen Namens verführte, er bedachte sich nicht, das was er wußte, oder zu wissen vorgab, durch einige Verse einzuflechten. So war T. 4 von Eufemien gesagt,

Donc prist moiller vaillant et honorée,

der Interpolator S. fügt den Namen der Frau und den ihres Vaters hinzu.

Fille Flourent, o non Boine Eurée.

Am Ende von Tir. 7 heißt es, der junge Alexius habe dem Kaiser gedient, S. nennt den Namen des Kaisers (Octavian) und schließt daran gleich eine Anzahl von Versen. Mit derselben Regelmäßigkeit wird wieder der Name der Braut des Alexius angegeben (T. 8); des Klosters, in welchem die Hochzeit stattfand u. s. f.

¹⁾ cf. Herrn Prof. Gröbers Ausführungen, Zeitsch. f. rom. Phil., VI, 495.

Oder es war von einem berühmten Gegenstände die Rede; der Interpolator bestrebt sich, von demselben eine Beschreibung oder Genealogie zu geben (durch welche der fremde Name oder Gegenstand dem Hörer offenbar näher gebracht werden soll).

Z. B. hatte T. 18 von einem Gottesbilde gesprochen, das die Engel gemacht hätten. S. schiebt eine ganze Tirade ein, um zu beschreiben, wie es die Engel gemacht hätten, nicht aus Holz oder aus einem Metall, sondern indem sie wirkliches Fleisch und Blut mit einander vereinigten. Diese Angaben stehen mit der Geschichte selbst in gar keinem Zusammenhang.

Aehnliche Beispiele aus dem RoI. sind V. 1215, wo zu dem Namen des Bruders des Marsilies hinzugefügt wird

Il tint la terre Dathan e Abirun,

V. 1390. Der Erzbischof tötet einen Heiden Siglorel,

l'encanteur ki ja fut en enfer

Par Artimal l'i conduist Jupiter

und V. 1521. Hier war schon von Valdabrun gesagt, daß er der Bruder des Marsilies war und damals Ganelon reichlich beschenkt hatte (1520, 1526 27). Beides stimmt mit der früheren Rolle (T. 49) überein und ist also ursprünglich; obwohl also dieser Name schon näher bestimmt war, fügte doch ein Uebersetzer (x) hinzu:

1521 Sire est par mer de quatre cent drodmunz

N'i ad eschipse ki s'cleimt se par lui nun

Jerusalem prist ja par traison, etc.

Da die Stelle, wo er zuerst vorkommt, von alledem nichts weiß, so liegt hier die Interpolation, trotzdem sie durch keine Ueberlieferung erwiesen werden kann¹⁾, klar vor Augen.

Besonders aber unterscheidet sich der interpolierte Text des Alexius von seinem Original durch die Ausmalung der Situationen und Erweiterung der Reden.

Ein Beispiel bietet schon die zweite Strophe, welche lautet:

Al tens Noe et al tens Abraham

Et al David que Deus par amat tant

Bons fut li siecles: ja mais n'iert si vaillant

¹⁾ denn Ka. hat schon diesen Zusatz und die Auslassung in C. ist für solche einzelnen Sätze nicht beweisend, wie ich dargethan habe.

Vielz est et frailes, tot s'en vait declinant
S'ist empeiriez, tot bien vait remanant.

Der Ueberarbeiter S. hat es für passend erachtet, an die Stelle des allgemeinen Gedankens tot s'en vait declinant eine ausführliche Schilderung zu setzen, wie das gegenseitige Vertrauen aus der Familie geschwunden sei, Gottes Gebote nicht mehr gehalten werden, die Kirchen zurtückgehen u. s. w. Er empfand nun, daß dadurch der Vers

Vielz est et frailes, tot s'en vait declinant
überflüssig geworden sei und liefs ihn weg. Die ursprüngliche Strophe ist dadurch unvollständig geworden.

Noch deutlicher wird das Verfahren durch Str. 15. Die fünf Zeilen derselben

Quant sa raison li a tote mostrede
Pois li commandet les renges de s'espede
Et un anel, dont il l'out esposede.
Donc en eist fors de la chambre son pedre
En mie nuits s'en fuit de la contrede

sind unter der Hand des Ueberarbeiters zu 170 Versen geworden. Diese bringen nichts Neues, sondern sind nur Erweiterungen des Vorhergehenden, bes. der Str. 14, zum Teil sogar direkte Wiederholungen, so daß wir hier mit eigenen Augen sehen, wie aus der Hand eines Bearbeiters (des 11. oder 12. s.) mehrere Repetitionsstrophen¹⁾ entstehen, während der Text selbst von ihnen frei war.

Man vergleiche

S XVI, 149 Bele, dist il, celui tien a espous
Qui nous raienst de son sanc precious, etc.
mit XV, 144 f. Bele, dist il, celui trai a garant
Qui nous raienst de son precious sanc, etc.
und mit XVII, 174
Bele, dist il, ja ses tu bien de fi, etc.

Der ursprüngliche Dichter hält es nicht für notwendig, auf die Mittheilung des Alexius eine Antwort seiner Braut folgen zu lassen. Er begeht damit einen Sprung; denn der Situation gemäß muß man eine solche erwarten. Aber sie konnte keine Bedeutung haben, da Alexius fest entschlossen ist, seine Braut zu verlassen, ob mit, ob gegen ihren Willen. Unserem

¹⁾ auf welche ich sogleich zu sprechen komme.

Dichter liegt nur daran, das Wesentliche zu erzählen, manches Nebensächliche läßt er uns erraten. Dadurch entsteht, was man auch am Alexiusgedicht zu rühmen hat, Kraft der Darstellung und Energie des Ausdrucks. Dieselbe zeigen auch die unzweifelhaft echten Teile des Rol. und wir haben daher Straffheit und Kürze als charakteristisch für die ältere französische Epik anzusehen.¹⁾

Auf welche Weise wird der Zusammenstoß der Heiden mit Roland und den Seinigen erzählt? Olivier steigt auf einen Hügel und sieht die Feinde vor sich. Er teilt dies Roland mit und zugleich seinen Verdacht, daß Ganelon sie verraten habe. Aber kein Schimpfen über diese Niederträchtigkeit, kein Verzweifeln, wie sie der Menge der Feinde widerstehen sollen, sondern, bei ihm allerdings weniger als bei Roland, Freude über den Kampf.

1023 Icist ferunt noz Franceis grant irur

»Diese werden unsere Franken in große Kampfeswut bringen«
(ihnen wacker zu thun geben).

« hat gemeint, die Helden und auch die Zuhörer vorbereiten zu müssen, und deswegen T. 80 eingeschoben, wie Ks. beweist, die die Tirade nicht enthält. Da wird uns ausführlich erzählt, wie die Feinde sich rüsten, obwohl sich zwei Tiraden darauf eine Schilderung davon findet, wie sie gerüstet sind. Da spricht Olivier von der Möglichkeit, daß jetzt die Feinde kommen könnten

1006 Dist Oliviers: Sire cumpainz, ço crei

De Sarrazins purrum bataille avoir,

und Roland dient ihm darauf mit verschiedenen pathetischen Wendungen voll Patriotismus und frommen Glaubens:

Pur sun seignur deit hum souffrir destreiz

E endurer e granz calz e granz freiz

Si 'n deit hum perdre e de l' quier e de l' peil

und Male cançun ja cantee n'en seit

Païen unt tort e chrestien unt dreit

Malvaise essample n'en sera ja de mei.

Gehen wir aber weiter zurück, so finden wir, daß auch

¹⁾ Wie gar nicht anders zu erwarten ist, wenn wirklich, wie ich annehme, dieselbe aus der Romanze sich entwickelt hat.

T. 81 nicht ursprünglich ist, daß es eine noch einfachere Form gegeben hat. Denn nach der Erzählung des C. sieht Roland selbst die Feinde und weiß sofort, daß er verraten ist. Dadurch, daß x dies auf Olivier übertrug, eröffnete er sich erst die Möglichkeit zur Diskussion zwischen Roland und Olivier, welche die Tir. 81 bis 83 füllt. Daran spinnt sich wieder der sehr ausgeführte Streit wegen des Hornblasens, der bei C. in wenigen Zeilen abgemacht ist. Die jüngeren Hs. haben diesen Passus ihrerseits erweitert, indem sie Olivier gegen den Vorwurf der Feigheit, den man ihm vielleicht hätte machen können, in Schutz nehmen. Indem so die jüngeren Bearbeitungen immer mehr nach Motivierung und Ausführung des Details streben, erhält das ursprüngliche Gedicht leicht das Doppelte und Dreifache seines Umfangs.

Nur ein besonderer Fall dieser Erweiterungen sind die Wiederholungsstrophen. Ueber diese hat zuletzt Dietrich¹⁾ in eingehender Weise, aber doch nicht mit der wünschenswerten Schärfe gehandelt. Seine Ansichten sind im wesentlichen schon von Herrn Prof. Gröber in seiner Besprechung von Dietrichs Arbeit²⁾ widerlegt worden, so daß ich nur noch das dort Gesagte weiter auszuführen und durch Argumente anderer Art zu unterstützen habe. Durch Zusammensetzung aus verschiedenen Liedern³⁾ können, wie Dietrich richtig bemerkt, die Repetitionsstrophen, ich spreche hier nur von denjenigen, welche den ganzen Inhalt einer schon vorhandenen Tirade reproduzieren, nicht bloß eine einzelne Zeile mit ihr gemeinsam haben, nicht erklärt werden. Ebenso wenig aus Varianten, d. h. einzelnen Textveränderungen in den verschiedenen Hs., so daß die Repetitionsstr. nur andere Lesarten der einen Tir. darstellen.⁴⁾ Dietrichs Frage hätte daher nur lauten dürfen: stammen die Rep.str. vom ursprünglichen Verfasser oder von späteren Uebearbeitern? »Er mußte diese Frage um so mehr in den Mittelpunkt seiner Untersuchung stellen, als er bei mehreren Epen (Fierabras, Ogier, Aiol etc.) die interpolierende Redaktion zugiebt, also Kriterien für die interpolierte Dittologie und für

¹⁾ Romanische Forschungen, Jahrg. 1 S. 1 ff.

²⁾ Z. f. rom. Ph. VI, 492 ff.

³⁾ was Monin, Ferd. Wolf u. A. angenommen haben.

⁴⁾ die Hauptvertreter dieses Standpunktes sind Fauriel und Steinthal.

die Originale anzugeben hatte.«¹⁾ Diese Wiederholungen hemmen die Erzählung und machen sie unübersichtlich, wir finden nichts Entsprechendes in deutschen und griechischen Epen; sie erscheinen uns, wenigstens zum Teil, lästig und langweilig, und daß unser Geschmack keineswegs ein so verschiedener von dem des damaligen französischen Volkes ist, das beweist, daß uns seine ältesten Lieder und Romanzen noch heute eine Quelle des reinsten Genusses sind. Dort wird mit großem Geschick, gedungen und anschaulich und ohne Wiederholungen erzählt. Wir werden uns also nur im äußersten Notfalle zu der Annahme entschließen, sie für ursprüngliche Bestandteile der *chs. de geste*, speziell hier des *Rol.*, anzusehen, vielmehr nach einer Erklärung suchen, durch welche Umstände sie später in das Original gekommen sein können.

Der Hauptsatz Dietrichs ist²⁾: »die Wiederholungen bilden ein Ganzes, so daß, wollte man eine beliebige derselben streichen, man den Zusammenhang zerreißen, zuweilen sogar Widersprüche hervorrufen würde.« Als Beispiel führt er an, und legt grade auf dieses besonderen Wert, daß der V. 2875

les cols Rollant connut a treis perruns

die drei Tiraden 173—175 notwendig voraussetze. Das ist vollkommen richtig. Wer dem Verse diese Form gab, nahm damit auf die drei Repetitionsstrophen Bezug. Aber es ist sehr die Frage, ob der V. 2875 ursprünglich ist, und wenn, ob in dieser Form. Gegen das Erstere spricht die *Ks.*, die den ganzen Passus, und wie wir sehen mit Recht, nicht hat, denn es schließt sich V. 2876 direkt an 2869 an; die beiden *VV.* 2870 und 71 sind aus 2876 entstanden, 2873 ist überflüssig, denn er ist schon in 2877, 2874 in 2869 enthalten. Es ist also 2870 bis 2875 Tiradenanschub und V. 2875 in einer früheren Redaktion (x) nicht vorhanden gewesen.

Ferner die Form des V. 2875 (in O) für unursprünglich zu halten, veranlaßt die *Hs. V.*, denn die Lesart derselben

3059 li colp de rollant cognos in leperon

¹⁾ Gröber, a. a. O. S. 493.

²⁾ a. a. O. S. 4.

spricht nur von einem Felsen, was sehr gut zu ihrem

V. 2457 Douls culs i fiert per dols e per rancure
paßt¹⁾, aber nicht zu den Wiederholungsstr. 174 und 175.

Es ist sehr natürlich, daß Roland mehrere Male versucht, sein Schwert an dem Felsen zu zerbrechen, aber eine ziemlich alberne Zuspitzung ist es, daß er denselben Versuch an verschiedenen Felsen macht, etwa um zu sehen, ob der eine nicht härter sei, als der andere, abgesehen davon, daß man nicht weiß, woher die verschiedenen Steinarten sich im Bereiche des sterbenden und sich nur mit Mühe aufrichtenden Roland befunden haben sollen. Der Vorgang war also wahrscheinlich folgender: »fügte den Tiradenanschub 2870—75 hinzu, welcher die Situation etwas mehr ausmalen sollte, wobei V. 2875 die Form erhielt wie in V. Der Schreiber von O, von dessen ausbessernden Tätigkeit wir schon mehrere Beispiele gehabt, änderte le perrun mit Bezug auf das Frühere in treis perruns, in V aber blieb die frühere Lesart aus Unachtsamkeit stehen.

Diese Auffassung wird unterstützt durch den Inhalt der Wiederholungsstr. Schon nach dem oben über die Steine Gesagten wird man annehmen müssen, daß, da zwei Tiraden hinter einander beginnen

Rolanz ferit el perun de sartanie

und Rolanz ferit en une perre bise,

diese Steinamen an sich ganz bedeutungslos und nur dazu da sind, eine neue Assonanz einzuleiten. Es liegt aber in dieser Manier etwas Handwerksmäßiges, das dem Epos in seiner Blüte fremd gewesen sein muß. Wer so das einzelne Detail zu entwickeln sich bemüht, hat kein Interesse mehr für das Ganze der Erzählung, das ist nicht der ursprüngliche Dichter, der voll Begeisterung für seinen Helden singt und seine Thaten schildern will, das ist nicht derselbe, dessen gedrängten Stil wir an anderen Stellen bewundern.

Man hat gesagt, die Wiederholungsstrophen ergänzen einander. Aber wer in T. 173 sich der emphatischen Wendung bedient: »Soviel Schlachten habe ich mit Dir, gutes Schwert, geschlagen« (2305), der will sie eben *nicht* aufzählen, wie es in der folgenden Tirade geschieht. Diese Verse er-

¹⁾ in O 2301 mit unerheblichem Unterschied:
Dis colps i fiert par doel e par rancure.

fordern nicht die einen die andern, sondern sie schliessen sich gegenseitig aus. Dagegen ist es sehr begreiflich, wie jemand, dem es um Verlängerung des Gedichtes zu thun war, darauf kommen konnte, was Roland zusammenfassend gesagt hatte, im Einzelnen auszuführen.

Ferner: in wie später Zeit erst konnte eine Strophe entstehen, die Karl im Besitz von Konstantinopel und England weiß? Was ist der V. 2337 *Damnes deus pere, n'en laissier hunir France* Anderes, als ein Appell an den Patriotismus des zuhörenden Publikums, und kann daher dieser Vers früher als im 11. Jhd. gedichtet sein? Wie allmählich sich der Katalog der eroberten Länder ausgebildet hat, zeigt der Umstand, daß hier fast alle Hs. auseinandergehen, daß L und C nur fünf Zeilen gegen die elf von O (2322—32) haben.

Und wie stimmt T. 175 zum Charakter unseres Helden? In T. 173 hatte Roland zu seinem Schwerte gesagt: ich habe mit Dir so viele Heldenthaten vollführt, ich will nicht, daß Dich ein Feigling besitze. Jetzt sagt er: Ach, Durendal, wie bist Du schön und *sehr heilig*. Ein *Heide* soll Dich nicht in die Hand bekommen, nur ein Christ darf Dich führen. Diese beiden Strophen können nicht neben einander bestehen. T. 173 allein spricht die Gesinnung des ungestümen Helden aus, als der uns Roland geschildert wird.

Dabei ist besonders zu beachten, daß die echte Strophe ganz frei von religiösen Vorstellungen ist, die beiden Repet.str. nicht; denn die erste von beiden erzählt, wie Karl das Schwert Rolands durch einen Engel vom Himmel erhalten habe, die zweite zählt die Reliquien auf, die im Knauf Durendals enthalten gewesen seien: ein Zahn des heiligen Petrus und Blut des hl. Basilius; Haare vom hl. Dionysius und ein Stück vom Kleide der heiligen Marie. Ebenso wie die erste Strophe ganz zu der Sinnesart eines weltlichen Dichters stimmt, der wahrscheinlich selbst Krieger gewesen ist, ebenso stimmen die beiden andern nur zu der Denkweise eines Geistlichen.

Daselbe Verhältnis zeigt sich bei den meisten Wiederholungsstr. So enthält T. 5 inhaltlich nur dasselbe wie T. 6. Von einer Steigerung der Wirkung kann nicht die Rede sein, sie ist total überflüssig und man könnte sich ihre Existenz gar nicht erklären, wenn beide von demselben Dichter herrührten.

Aber es ist Tir. 6 vielmehr von einem Ueberarbeiter hinzugefügt worden, der mit Namen prunken wollte und daher dem

li reis Marsilies out finet sun conseill

Dist a ses humes etc.

eine Aufzählung der heidnischen Grofsen gegenüberstellte

Li reis Marsilies out sun conseil finet

S'in apelat Clarin de Balaguer

Estramarin e Eudropin etc.

Dafs dieser Redaktor ein Geistlicher war und gelehrte Bildung besafs, verrät sich durch den Namen Priamus, durch das gelehrte senefier und das Fremdwort humilitet¹⁾, und schliesslich dadurch, dafs er die schlichte Bezeichnung der Heiden ses humes einsetzt durch des plus feluns. Weitere Beispiele dieser Art sind aus dem Anhang zu ersehnen, wo ich bei der Aufzählung der gelehrten Elemente immer kurz bemerkt habe, ob sie in einer Repetitionsstr. stehen.

Ich will noch über die andern Beispiele Dietrichs ein Wort sagen. Er zeigt in längerer Ausführung²⁾ dafs die Tir. 135—137 weder Volkslieder sein können, die ein Diaskeuast später zusammengestellt hätte, noch die beiden letzten Varianten der ersten. Vollständig unser Standpunkt; und sein Resultat? »Die dritte Tirade setzt die zweite voraus, die zweite nicht geradezu die erste« (S. 8).

Also: die beiden Wiederholungsstr. sind von einem Ueberarbeiter gedichtet. Ebenso habe ich für die Tir. 174 und 175 gemeinsame Beziehungen nachgewiesen und dies steht wieder im Zusammenhang mit dem, was ich früher auseinandergesetzt habe: x hat seine Bearbeitung in der Absicht unternommen, das Volkslied von Roland zu verchristlichen, und benutzt grade die Repetitionsstr. dazu, um Roland fromme Gedanken in den Mund zu legen, die allerdings mit seinen andern Reden in einem sonderbaren Kontrast stehen.

Festzuhalten ist ferner, dafs selbst wenn die eine Strophe etwas vermissen läfst, was dann in der Wiederholungsstr. gesagt wird, dies nicht das ursprüngliche Verhältnis gewesen zu sein braucht. Das Alexiusgedicht bietet eine ganze Reihe von

¹⁾ S. darüber Exkurs.

²⁾ S. 7 f. a. a. O.

Beispielen dar, daß der Uebersetzer die ursprüngliche Strophe gekürzt hat, um den Gedanken einer Zeile in einer oder mehreren besonderen Strophen auszuführen und ich habe oben schon derartige Beispiele gegeben.

Bei der ganzen vorliegenden Untersuchung habe ich mich ausschließlich der analytischen Methode bedient. Ich habe gefragt: welche Vorgänge müssen wir voraussetzen, um die Entstehung eines so komplizierten Gebildes, wie des Rolandsliedes, zu erklären. Ich habe diese Kompliziertheit in ein scharfes Licht zu setzen gesucht, vielleicht nach Anderer Meinung in ein zu scharfes. Mancher wird geneigt sein, den einen Widerspruch durch mangelnde Aufmerksamkeit des Dichters, ein merkwürdiges Zusammentreffen verschiedener Verdachtsmomente durch Zufall zu erklären, aber trotzdem werden genug Dinge übrig bleiben, die ihre Erklärung gebieterisch fordern. Keineswegs vermag ich mich auf den Standpunkt des, wie ich grade verschiedenen Angriffen gegenüber hervorhebe, hochverdienten Gautier zu versetzen, der in der gegenwärtigen Fassung des Rol. une belle et profonde unité findet. Ein Gedicht kann in verschiedener Absicht und mit verschiedenen Voraussetzungen gelesen werden. Wer das Rolandslied nur des Genusses halber in die Hand nimmt, wird recht daran thun, bei den schönen Stellen zu verweilen und sich an diese vorzugsweise zu halten; ist er dazu ein Franzose, der die Vergangenheit seines Volkes liebt und jedem Denkmal aus derselben Verehrung entgegenbringt, so kann es ihm leicht begegnen, daß ihn die Schilderung einzelner, wirklich erhabener Charaktere in Begeisterung versetzt, seine Phantasie zu eigener Thätigkeit anregt und er nun in seinem Geiste ein viel vollkommneres Ganze schafft, als das vorhandene Werk. Ich bin soweit entfernt, gegen diese Art des Lesens etwas einzuwenden, daß ich denjenigen, der es nicht vermag, in ähnlicher Weise dem Dichter nachzufühlen, überhaupt nicht für fähig halte, litterarische Dinge zu beurteilen. Aber ein Andres ist die Aufgabe der Litteraturgeschichte. Sie ist, wie ihr Name besagt, vor allem historisch; sie will der Entstehung sowohl einer litterarischen Gattung als eines einzelnen Gedichtes nachspüren und in diesem Betracht sind ihr die schlechten Stellen wichtiger als die guten, indem sie den Kontrast derselben zu untersuchen und festzustellen hat, ob er

so groß ist, daß er die Annahme mehrerer Dichter notwendig macht. Nicht darf dabei der Geist in einer solchen Höhe über dem Gegenstand schweben, daß sich die Klüfte und Unebenheiten des Bodens seiner Wahrnehmung entziehen.

Aus diesem Grunde ist auch Graevells Vorschlag, eine kritisch-ästhetische Ausgabe des Rol. zu veranstalten, in welche nur das aufgenommen werden soll, was unserm Geschmacke zusagt, nicht annehmbar. Die Philologie hat zwar auch die Aufgabe, soweit ihre Hilfsmittel im einzelnen Falle dazu ausreichen, dichterische Kunstwerke von späteren Flecken zu befreien, um sie in ihrer ursprünglichen Reinheit wiederherzustellen. Aber der Kritiker darf nicht selbst dichten wollen, sogar wenn er eine dem Originaldichter ebenbürtige Fähigkeit besäße. Es würde auf diese Weise ein modernes, nicht ein Produkt der altfranzösischen Zeit entstehen.

Auch was den Ursprung des französischen Epos anbetrifft, vermag ich den bisher vorgebrachten aprioristischen Konstruktionen keinen Geschmack abzugewinnen. Lachmanns Gedanken nicht verstehend, hat man auch für Frankreich eine Liedertheorie ersonnen, die an den tatsächlichen litterarischen Verhältnissen, soweit sie bekannt sind, nicht die mindeste Stütze findet. Oder sollen wir diese Frage überhaupt nicht untersuchen, unsern Forschungstrieb etwa mit einer Auskunft beruhigen, wie sie Dietrich genügt: im 11. Jhd. wachte die epische Dichtung wieder auf? Warum, durch welche Umstände veranlaßt, wachte sie wieder auf? Was war früher?

Excurs.

Die gelehrten und geistlichen Elemente im Rolandsliede.

Die Unterscheidung von mots savants und mots populaires ist schon ziemlich alt, dieser Bezeichnung hat sich zuerst A. W. Schlegel bedient.¹⁾ Aber erst in neuerer Zeit hat man begonnen, den chronologischen Gesichtspunkt auf diese Frage anzuwenden. Wörter, welche nicht zum ursprünglichen Bestande der Sprache gehören, können natürlich nicht mehr an denjenigen Lauterscheinungen, welche sich vor ihrem Eintritt vollzogen haben, teilnehmen, wohl aber machen sie die später folgenden Lautwandlungen durch. Auf diese Weise bilden die gelehrten Wörter, mit welchem Gesamtnamen man die von Lateinkundigen in die französische Sprache eingeführten Wörter bezeichnet, mehrere Klassen, je nach dem Datum ihrer Aufnahme in dieselbe und dementsprechend dem verschiedenen Grade der Assimilation. Zur Unterscheidung dieser verschiedenen Schichten hat man sich bisher mit Ausdrücken wie »halbgelehrt« neben »gelehrt« zu helfen gesucht, aber diese sind nicht grade geeignet, Klarheit in eine Sache zu bringen, über die ohnehin noch viele falsche Auffassungen existieren. So behauptet Brachet, der sich mit den gel. W. wiederholt beschäftigt hat und daher selbst von Diez als Quelle citirt wird, dafs alle bis zum 12. s. in der franzö-

¹⁾ S. Diez Gr. 5. Aufl. S. 121 Anm.

sischen Sprache vorhandenen Wörter volkstümlich seien.¹⁾ Das ist aber grundfalsch. Wirklich volkstümlich und daher regelmäßig entwickelt sind nur diejenigen Wörter, welche vor dem 5. s. nach Gallien gekommen sind, so lange noch der lebendige Verkehr mit Rom dauerte und die französische Sprache sich daher einheitlich entwickelte. Die gel. W. erfordern daher noch eine umfassende und erschöpfende Behandlung, die ich an dieser Stelle nicht geben kann. Vielmehr beschränke ich mich auf das Rolandslied.

Die gel. W. desselben sind bereits der Gegenstand einer besonderen Dissertation²⁾ gewesen. Die Arbeit ist zwar im Einzelnen sorgfältig und die gel. W. sind richtig erkannt, aber der Verfasser weiß aus seinem Material nicht den richtigen Schluß zu ziehn. Auf die Frage, ob die Zahl der gel. W. über den Bildungsgrad »seines Verfassers« einen Rückschluß erlaube, antwortet er (S. 42): »Ueberblicken wir sie, so bemerken wir, daß die meisten kirchlichen Ursprungs sind, ein geringerer Teil, besonders die im letzten Abschnitt angeführten, gehören mehr dem Kreise von Wörtern an, welche von Gelehrten eingeführt wurden. Ob diese Wörter aber zur Zeit der Abfassung des Rolandslieds dem Volk allgemein bekannt gewesen seien oder nicht, . . . das wird wohl schwerlich zu bestimmen sein,« und er endet mit vollkommener Resignation: »Also auch der Wortschatz des *chanson de Roland* kann uns über den Bildungsgrad des Dichters keine genaue Auskunft geben; es bleibt uns, wie vorher, in ein geheimnisvolles Dunkel gehüllt.« Dabei ist das Wort »genaue« überflüssig, denn der Autor hat gar keine Aussage über diesen Punkt gemacht. Auch das »geheimnisvolle Dunkel« dürfte nicht so ganz undurchdringlich sein.

Zunächst lassen sich die beiden Klassen, von denen Flaschl in so unbestimmter Weise spricht, ziemlich sicher scheiden. Ich nenne die einen Lehnwörter, die andern Fremdwörter. Unter Lehnwörtern verstehe ich solche, welche als Bezeichnungen bisher unbekannter Dinge oder Vorstellungen mit diesen zugleich in die Sprache hinübergenommen wurden, so lange diese

¹⁾ Brachet, *grammaire historique*, S. 71.

²⁾ Flaschl, die gelehrten Wörter in der *chanson de Roland*, Neifae 1881.

noch in ihrer Entwicklung begriffen war. Daher konnten sie sich noch dem vorhandenen Sprachgut, den Erbwörtern, amalgamieren; sie haben je nach dem Datum ihrer Einführung an einer oder mehreren Lautwandlungen, besonders an den durch die Betonungssilben hervorgerufenen, teilgenommen. Fremdwörter dagegen stehen außerhalb der Herrschaft der Betonungsgesetze und sind daher dauernd unvolkstümlich geblieben. Ein Wort, das eine andre Bauart aufweist, als die größte Anzahl der in der Sprache befindlichen, verrät schon dadurch allein, wie ich glaube unwiderleglich, daß es nicht im Volksmunde gelebt hat, der es sich sonst eben mundgerecht gemacht haben würde. Dazu kommt, daß die meisten Wörter dieser Art durch ihre abstrakte oder technische Bedeutung sich als dem Gedankenkreis des Volkes fernstehend kennzeichnen. Wegen dieser beiden Eigenschaften ist wohl der Ausdruck »Fremdwörter« für dieselben am bezeichnendsten. Sie sind von den Mönchen, die in der ersten Hälfte des Mittelalters im ausschließlichen Besitze der Gelehrsamkeit waren, auf eine sehr einfache Weise sozusagen fabriziert worden, indem man von den lateinischen Wörtern nur die Endungen fortließ.

Außerdem aber ist ein großer Teil kirchlicher Wörter naturgemäß schon durch die Einführung des Christentums, die der Hauptsache nach ins 4. s. fällt, nach Gallien gekommen. Diese unterscheiden sich durch nichts von der durch die Einwanderung römischer Kolonisten entstandenen Sprachschicht und sind daher ohne weiteres den Erbwörtern zuzurechnen.

Für alle drei Fälle einige Beispiele.

Bei dem im Rol. mehrfach vorkommenden *mustier* (1750, 1881, 2097) aus *monasterium* (Kloster) können wir ziemlich genau bestimmen, wann dasselbe in die französ. Sprache aufgenommen worden ist, da die ersten Klöster in Gallien von Martin von Tours gegründet worden sind. Dieses Wort befolgt nun noch das schon im Vulgärlatein vorhandene Gesetz, daß *n* vor *s* ausfällt; folglich war dies Gesetz noch im 4. Jhd. in Kraft. Der Umstand, daß das protonische *a* geschwunden ist, ohne durch ein *e* ersetzt zu werden, was im Französischen Regel ist, zwingt zu der Annahme, daß das Wort in der Form *monsterium* nach Gallien eingeführt worden

ist; dann auch nur ergab sich die Lautgruppe *ns*¹⁾. Es ist also ein durchaus volkstümliches Wort, das im Nfr. *moutier* fortlebt, während die von *Flaschl* angeführten *altspan. monesterio*, *ital. monisterio* und *monasterio*, *prov. monestier* gelehrte Bildungen sind.

Ebenso gehört zu den Erbwörtern *evesque* aus *episcopus* (Bischof), da es mehrere Lautregeln²⁾ befolgt, gegen keine verstößt.

Dagegen ist gelehrt und zwar ein Lehnwort *penser*. Zunächst seiner Bedeutung nach, denn es hat ursprünglich den Sinn von »nachdenken« (so nach *Rol.* 138), später scheint es daneben auch den vulgären »meinen, glauben« gehabt zu haben (*V.* 354). Aber auch der Form nach; denn *n* vor *s* ist hier erhalten, während das regelrechte aus demselben Etymon *pensare* entwickelte *peser*, in den betonten Formen *peiser* *V.* 1279, 1687 etc. vorkommt und wie nfr. die Bedeutung »drücken« hat. Ganz ähnlich verhält es sich mit *conseil* aus *consilium* (Rat). Die korrekte Form *coseil* findet sich im *Sponsus* (*V.* 73), wie auch *coselier* Ratgeber. Dagegen ist häufiger die gelehrte Form *conseil* und *conseiller* mit erhaltenem *n* vor *s*. Es standen also in der gebildeten und in der Volkssprache Frankreichs *conseil* und *coseil* neben einander, wie in der Roms *consul* neben *cosul*, das frühlateinische Inschriften bieten. In beiden Fällen hat die Form mit *con* den Sieg davon getragen, wahrscheinlich weil die Anzahl der Wörter, wo auch in der Volkssprache *con* berechtigt war, den übrigen numerisch überlegen war.

Zu den Lehnwörtern gehört auch *diable*. Der Vokal der vorletzten Silbe ist hier ausgestoßen, aber das anlautende *di* erhalten geblieben, während es sonst vor Vokal zu *j* wird, z. B. in *jusque* aus *diusque*. Diese Regel ist so präzise durchgeführt, daß sich außer *diable* und *diacre* (nfr. *diacre*, das regulär entwickelt *jaine* hätte geben müssen) wohl kaum eine andere Ausnahme von derselben aus der älteren Zeit wird nachweisen lassen. Vielleicht darf man daraus schließen, daß

¹⁾ Wenn dieselbe erst sekundär entsteht, fällt *n* nicht aus, z. B. *finis* giebt fr. *finz*, nf. *fin*.

²⁾ die beiden intervokalischen *Tenues p* sind zu *v* geworden, *f* zu *e*, und vor Allem ist der Vokal der vorletzten Silbe, als in einem Proparoxytonon, ausgestoßen.

der Teufel überhaupt anfangs wenig populär gewesen und erst spät bei der Heidenbekehrung Dienste geleistet hat. Denn die übrigen Bezeichnungen, denen man in geistlichen Texten, wie Eul., neben *Diable* begegnet, *deu enemi* (Feind Gottes), *satanas* od. *satan* (Hindrer des Guten) haben einen gewissen theologischen Charakter und man sieht nicht ein, wenn überhaupt der Begriff des Teufels verwandt worden ist, warum man für denselben eine Umschreibung gebraucht haben soll, und nicht das vorhandene und leicht sprechbare Wort. Umschreibungen, wie die genannten, vergleichen sich damit, daß in afr. Texten für »Gott« auch »Schöpfer der Welt« und ähnliches gesetzt wird, wo man auch nicht behaupten wird, daß dies die volkstümliche Ausdrucksweise gewesen.

Fremdwörter begegnen uns nur in geringer Zahl in den ältesten französischen Denkmälern (*Eulalia*, *Leodegar*, *Alexius*), welche sicher von Geistlichen herrühren; hier noch untermischt mit rein lateinischen Wörtern. Eine große Menge derselben enthalten aber die beiden Uebersetzungen der Psalmen und die der Bücher der Könige, welche in Hs. des 12. s. erhalten sind, wahrscheinlich aber schon aus dem 11. s. stammen. Gemeinschaftlich all den bisher angeführten Texten sind Fremdwörter wie *angele*, *aneme*. Es ist schwer zu sagen, wie lange das Gesetz vom Ausfall des Vokals der vorletzten Silbe in Proparoxytonis¹⁾ wirksam gewesen ist. Sämtliche Wörter, die mit Sicherheit als Erbörter bezeichnet werden können, haben sich ihm unterworfen, aber auch die Lehnwörter¹⁾. Dagegen müssen *angele*, *aneme* etc. lange Zeit Proparoxytona geblieben sein, denn *angele* kann seinen *g'*-Klang nur erhalten haben, wenn es noch *e* hinter *g* hatte, als *g* schon zu *g'* geworden war, was wohl im 6. Jhd. geschehen ist, ebenso wäre in *aneme* die Gruppe *nm* einem assimilatorischen Einfluß erlegen.²⁾

Ueber andere Arten von Fremdwörtern habe ich später

¹⁾ das den Sprachen Galliens eigentümlich ist und vielen franz. und provenzal. W. ein von den entsprechenden der übrigen romanischen Sprachen so abweichendes Gepräge giebt.

²⁾ Noch weniger kann der gelehrte Charakter zweifelhaft sein bei *ymagene* und *idèle*, die nur zur Bezeichnung von Götzenbildern gebraucht werden und sicher aus der Bibelübersetzung entnommen sind. Zur Zeit des Rol. sind allerdings alle diese Proparoxytona schon Paroxytona geworden, wie die Reime 836 *angle* : *hanste*, 3664 *tindrent* : *ydles*, etc. beweisen.

zu sprechen und möchte hier nur eine Gattung derselben hervorheben, die mir nur in den Psalmen, den Büchern der Könige und späteren Schriften begegnet ist, und bei welchen es sich daher fragt, ob die Letzteren in ihrem Wortschatze direkt von den Ersteren beeinflusst worden sind. Es sind dies Abstrakta auf -on und -ion, welche die Uebersetzer, wie sich leicht kontrollieren läßt, direkt aus ihren lateinischen Vorlagen herübergenommen haben, weil es ihnen an einem entsprechenden französischen Ausdruck fehlte. Die Zahl dieser Wörter ist außerordentlich groß. Hier findet sich z. B. tribulation »Drangsal« (Oxf. 9, 9; Kön. I, 10, 9 etc.), das noch heute seinen salbungsvollen Charakter bewahrt hat; generaciun (Oxf. 9, 28 etc.), jubilaciun (Oxf. 88, 15), significaciun (Oxf. 59, 4) u. a. m. Wie dieses Letztere an zwei Stellen des Computus von Philip de Thaun (1688 und 1829) wiederkehrt, so ist dies auch mit vielen anderen Wörtern der Fall, und nicht nur bei ihm, sondern auch bei vielen seiner geistlichen Zeitgenossen. Ja, diese W. dringen noch weiter und am Ende des 12. s. und im 13. begegnen sie uns selbst in chansons de geste. Daraus darf man nicht, wie Flaschl (S. 41) thut, den Schluß ziehen, daß diese Wörter etwa schon im Volke üblich gewesen wären, sondern es ist vielmehr zu vermuten, daß die Epen, in denen sie vorkommen, von geistlichen Redaktoren überarbeitet worden sind. Die von ihm selbst als Beispiele angeführten procession, surrection, ascension, redemption u. s. f. haben doch einen so ausgeprägten kirchlichen Sinn, daß, wenn sie überhaupt von Laien verstanden wurden, ein weltlicher Dichter sie nicht gebraucht hätte.

Uebrigens haben wir auch ein ausdrückliches Zeugnis dafür, daß diese Fremdwörter noch im 14. s. kein Bürgerrecht in der französischen Sprache erlangt hatten. Es ist dasselbe in der Vorrede zum Lothringer Psalter enthalten. Dort beklagt sich der Uebersetzer, daß die Volkssprache so unvollkommen sei, daß kein noch so tüchtiger Schreiber das Lateinische ordentlich übersetzen könne, sondern er müsse dafür sehr häufig die lateinischen Worte in korrumpierter Form gebrauchen (*mais convient, que per corruptio et per diseitte des mots franceis que en dit se lou roumans selon lou latin, si cum iniquitet = iniquiteit, redemptio = redemption, miseri-*

cordia = misericorde et ainsi de mains e plusieurs autres telz mos que il convient ainsi dire en romanz comme on dit en latin.

Ich bin daher geneigt anzunehmen, daß die anglonormannischen Bibelübersetzungen aus dem Ende des 11. s. bereits zur Grundlage einer französischen Schriftsprache geworden sind, wie die Uebersetzung Luthers die deutsche eigentlich erst geschaffen hat. Diese Schriftsprache hat sich dann vermutlich von England aus auch auf den Kontinent verbreitet. Denn es konnte zwar jeder Lateinkundige Wörter dieser Art aus eigener Initiative schaffen, so viel er wollte, aber es wäre dies ein unsinniges Unternehmen gewesen, da er nicht einmal sicher sein konnte, daß sie von allen seinen Berufsgenossen verstanden würden. Bei der Bibelübersetzung jedoch lag, wie wir gesehen haben, die Notwendigkeit vor, zahlreiche Entlehnungen aus dem Lateinischen zu machen, und nachdem diese einmal durch das Medium der vielgebrauchten Bibel einem größeren Leserkreise geläufig geworden waren, konnte auch ein Ph. de Thaan und Andere darauf verfallen, von diesen, besonders für den Reim sich bequem anbietenden Wörtern einen umfassenden Gebrauch zu machen. Eine umfassende Sammlung und Datierung sämtlicher gelehrten Wörter, wie ich sie oben als wünschenswert bezeichnete, würde auch wohl darüber Auskunft geben, ob nicht ein ziemlicher Bruchteil der in der heutigen Literatursprache üblichen Wörter sich direkt auf die alten Bibelübersetzungen zurückverfolgen läßt.

Im Rol. nun verhält sich die Sache so, daß Hunderte von Versen ganz frei von gel. Wörtern sind und einzelne Tiraden dann mehrere derselben enthalten, teils solche, die immer Fremdwörter geblieben sind, teils solche, die es gewiß noch am Ende des 11. s. waren. Dies hätte Flaschl nicht entgehen dürfen, und da damals Scholle's Abhandlung über die Baligant-episode längst erschienen war, so hätte er sich die Frage vorlegen müssen, wie sich in dieser Beziehung Bal. zu dem übrigen Rol. verhalte. Allerdings hat ihn dieser Gedanke einmal leise gestreift, denn wo er die Wörter *afflictum*, *confusum*, *occisum*, *perditum* bespricht (S. 40), kann er es doch nicht unterlassen anzumerken: »vier dieser Wörter begegnen uns also (wohl zufällig) in einem Stück von nur 700 Versen«; wie man sieht,

hat er aber bald eine bequeme Auskunft gefunden. Die Wahrheit jedoch ist, daß afflictium und confusium in derselben Tirade und noch begleitet von den gelehrten Bildungen ymagene, dragun und Caneliu auftreten. Ferner, daß auch occisiuni und perditium nur durch 23 Verse von einander getrennt sind und daß schliesslich überhaupt nur noch zwei Wörter (avisiuni und defensiuni) von gleichem Bau im ganzen Rol. vorkommen. Das hätte denn doch ein etwas längeres Nachdenken verdient!

Ich habe schon im 2. Kapitel auf die religiösen Tendenzen des Baligantdichters hingewiesen und hätte bei dieser Gelegenheit auch die von ihm gebrauchten gel. W. als Beweismittel dafür ins Feld führen können, daß dieses Stück nicht von einem Volksdichter herrühren könne. Aber da ich auf diesen Gegenstand im 3. Kap. hätte wieder zurückkommen müssen, so habe ich, um längere Wiederholungen zu vermeiden, vorgezogen, ihn hier im Zusammenhang zu behandeln. Außerdem wäre jener Beweis nur dann vollständig gewesen, wenn gezeigt werden konnte, daß außerhalb Bal. sich keine gel. W. im Rol. fänden. Dies ist nicht der Fall. Aber ihre Anzahl und Verteilung sind meinen früher geäußerten Ansichten recht günstig. Denn sie treten außerhalb Bal. nicht so zahlreich auf, wie in Werken gelehrter Dichter, aber in hinreichender Anzahl, um die Thätigkeit eines geistlichen Redaktors auch für diesen Teil zu bezeugen, besonders dadurch, daß sie nur an einzelnen Stellen und dann mit einander und mit kirchlichen Wendungen kombiniert auftreten. Der Unterschied zwischen diesem Redaktor und dem Balingantdichter (α) ist nur ein individueller. Beide sind aus derselben Bildungssphäre hervorgegangen, aber wie in Stil und Ausdrucksweise, so zeigt sich auch im Gebrauche der Fremdwörter der Redaktor x als der begabtere. Er gebraucht sie nur dort, wo ihm die Sprache keinen anderen Ausdruck für seine religiösen Gedanken bietet. Dagegen greift α teilweise nur des Reimes wegen zu ihnen und scheut selbst vor Mißbildungen (wie omnipotente) nicht zurück. Diese Geringschätzung der sprachlichen Form ergänzt sehr gut das Bild des Stümpers, das sich uns aus den stilistischen Eigenschaften der ihm zuzuschreibenden Parteien ergeben hat.

Da also die Stelle, an welcher die einzelnen gel. W. auf-

treten, von Wichtigkeit ist, so können dieselben hier nicht nach ihren formalen Elementen geordnet werden, sondern wir müssen das Rol. der Reihe nach durchgehen und zugleich mit den Fremdwörtern auch alle Namen und Redewendungen notieren, welche ein gelehrtes oder kirchliches Aussehen haben.

Schon in V. 1 begegnet uns *magnes* als Zusatz zu *nostre emperere*. Es ist als gel. W. anzusehen, weil das Französische *magnus* überhaupt nicht erhalten hat, sondern es durch *granz* ersetzt. Es kommt auch im Rol. nur in Verbindung mit dem Namen Karls, also *Carlemagne* (wie cfr. *Carlemagne*) (353, 2807 etc.), aber auch getrennt *Carles li magnes* 703 u. 3329 etc. und wie hier als Zusatz zum Appellativum *emperere* vor. Es ist daher die Wiedergabe des lateinischen *Karolus magnus*. Daß diese vor dem Rol. im französ. Volke üblich gewesen sei, läßt sich deshalb nicht gut annehmen, weil die ursprüngliche Bezeichnung, der man in den sicher ältesten Tiraden begegnet, *li emperere* ist (so V. 96, 103, 214 etc.) oder auch nur *Carles* (156, 158 etc.). Andererseits scheint dies Wort in der gegenwärtigen Tirade schon etwas assimiliert, denn dieselbe reimt wahrscheinlich auf *a + palatalem n + e*, so daß ungefähr *manje* zu sprechen wäre. Dieselbe Tir. bietet noch in V. 8 *Apollin*. Dadurch, daß der Verf. desselben die Araber für Polytheisten hält, die neben Mahomet noch Apollo verehren, aber von Gott nichts wissen wollen, legt er von seinem ethnographischen Wissen grade kein ehrenvolles Zeugnis ab; aber mit diesem war es im Mittelalter überhaupt schlecht bestellt. Und es wird doch schwerlich damals einem Anderen, als einem Lateinkundigen, der Name *Apollo* bekannt gewesen sein. An einen solchen zu denken veranlassen auch die später vorkommenden Namen *Priamus* und *Jupiter*.

Priamus, das V. 65 enthält, steht wieder in derselben Tirade mit dem Fremdwort *humiliet*. Dieses verletzt die Lautgesetze in mehrfacher Beziehung, es hätte *hombletet* heißen müssen; außerdem ist die Bedeutung »Demut, Ergebung in den Willen Gottes« geistlicher Natur. Ebenso werden sich wohl auch die beiden Formen *cariset* und *chertet* durch ihre Bedeutung geschieden haben, indem das erstere, das lateinische *caritatem* wiedergebend, die christliche Liebe und Barmherzigkeit bedeutete, *chertet* dagegen, eine Neubildung von *cher*

lieb, Liebe, Zuneigung schlechthin. — Diese Tirade ist eine Repetitionsstrophe.

V. 408 u. 463 begegnet *palie alexandrin*. Da der Handel mit Alexandrien schon in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters begann und besonders feinere Stoffe von dort bezogen wurden, so ist *alexandrin* wahrscheinlich schon früher als Lehnwort aufgenommen worden. Das regelwidrige *x*, das intervokalisches *z* zu *is* werden sollte, ist vielleicht auf die Rechnung des Schreibers zu setzen.

In V. 535 ist *enluminet* aus demselben Grunde wie *humanitet*, ein Fremdwort, wie die ganze Wendung »Gott hat ihn mit solcher Tugend erleuchtet« durchaus biblisch ist. Auch dies ist eine Repetitionsstrophe.

V. 607 schwört Ganelon den Verrat auf die Reliquien seines Schwertes.

Das erste Fremdwort auf *un* (*avisun*) begegnet uns V. 725 in der Erzählung eines Traumes; da später noch mehrere Träume folgen, so sollen diese zusammen betrachtet werden. Das Gleiche gilt von V. 836.

Die Rede des Erzbischofs in Tir. 90 enthält mehrere Lehnwörter, und zwar *sermun*, Predigt, die Wendung *clamer sa culpe* seine Sünde beichten, welche ihrer Bedeutung nach gelehrt sind, und *martir* (Märtyrer), welches es auch dadurch ist, daß es *y* zu *i* statt *u* entwickelt hat; außerdem das Fremdwort *penitence* Buße (auch *Alex. 110 b*). Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß wenn der Dichter einen Erzbischof eine Ansprache an die Soldaten halten liefs, dieser solche Ausdrücke gebrauchen mußte. Aber ist es nicht dem ganzen Charakter der Dichtung entsprechender, daß Roland seinen Kämpen, die nach dem Kampfe lechzen, mit kurzen Worten zuruft: Dort ist der Feind, der Sieg ist unser? Das thut er auch in der vorhergehenden Tirade, wozu dann noch eine zweite Rede des Erzbischofs? Unsere Vermutung, daß diese ein späterer geistlicher Zusatz sei, wird dadurch gesichert, daß C. wohl die Rede Rolands (V. 235—238), aber nicht die Turpins enthält. Im V. 1215 der T. 93 werden die biblischen Namen *Datan* u. *Abiram* genannt. Hier könnte es fraglich sein, ob dieselben nicht doch eine größere Popularität genossen haben. Wir

finden nämlich in einem jener mittelalterlichen Schulbücher, die unter dem Namen *ioca monachorum* bekannt sind, und zwar in demjenigen, das P. Meyer wiederholt¹⁾ ediert hat, als 41. Frage: *Qui vivi sepolti sunt? Dathan et Abiron.* Da das Rol. noch andre biblische Anspielungen bietet, deren Kenntnis gleichfalls durch diese Büchlein vermittelt werden konnte, so ist die Frage, ob diese für weitere Kreise bestimmt wären, für unsern Gegenstand von Wichtigkeit. Sie erledigt sich einfach dadurch, daß sie in lateinischer Sprache geschrieben, daher dem Volke nicht verständlich waren. Daher ist die Bemerkung von Wilmanns²⁾ in Bezug auf diese Schulbücher: »sie können ihren Ursprung aus den gelehrten Kreisen der Geistlichen nicht verleugnen«, dahin zu erweitern »und sie sind auch offenbar für den Unterricht von Geistlichen bestimmt.«

Der T. 97, die im übrigen alt ist, ist als letzte Zeile der V. 1268

Panne de lui enportet Satanas

angefügt. *Satanas* ist nicht einmal zu den Fremdwörtern zu rechnen, bei denen doch wenigstens die Endung beseitigt ist, sondern einfach die aus dem Griechischem herübergenommene lateinische Form, wie sie z. B. bei Tertullian begegnet.

Fraglich ist, ob ein sonderbarer Zusatz der T. 109 auf Rechnung von *x* oder *a* zu setzen ist. Der Erzbischof tötet (1390) einen Heiden namens Siglorel. Dieser Name, den ein Bearbeiter vielleicht Viglorel gelesen hat, muß ihn an Virgil erinnern haben. Er setzt als Erklärung hinzu

*Pencanteur ki ja fut en enfer
Par artimal l'i conduist Jupiter.*

Dieser Zug kann nur von Virgil erzählt worden sein, der im Mittelalter als *encantëur* galt. Es ist auch leicht begreiflich, daß man ihn die Unterwelt besuchen liefs, da Virgil selbst dies von Aeneas erzählt, somit nur eine Uebertragung einer Erzählung auf eine andre Person stattgefunden hätte. Allerdings erwähnt Comparetti in seinem Buche *Vergilio nel medio evo* diesen Zug der Sage nicht, was jedoch gegen seine Existenz noch nichts beweist, und giebt auch dort, wo er von den Mo-

¹⁾ Romania I, 483 ff. und Recueil des anciens textes I, 16 f.

tiven spricht, die Dante veranlafsten, Virgil zum Führer durch die Unterwelt zu wählen, nur allgemeine psychologische an, während, wenn meine Vermutung richtig ist, dafs es eine derartige Volkstradition gegeben habe, es viel wahrscheinlicher ist, dafs sich Dante an diese angeschlossen, wie er es in seiner Beschreibung der Hölle gethan.

Diese beiden Zeilen werden nun von der Ks nicht wiedergegeben. Halten wir daran fest, dafs dieselbe wohl einzelne Wörter, aber nicht ganze Sätze unübersetzt gelassen hat, so sind sie als Zusatz von α anzusehn. Es ist dabei nur auffällig, dafs α , der Virgil unter seinem richtigen Namen kannte (V. 2616), auch die entstellte Form desselben gekannt haben und sich nicht der Identität der beiden Namen bewußt geworden sein soll.

Die Tir. 112 und 114 gehören beide, wie am Ende des zweiten Kapitels gezeigt worden ist, dem Baligantdichter an. Die erstere dokumentiert ihren gelehrten Charakter durch *vigur*, das *vëur* hätte geben müssen, und *geste Francur*, das dem lateinischen *Gesta Francorum* entspricht. Genetive Pluralis, wie *Francur*, sind nicht etwa in der Volkssprache erhalten geblieben, sondern kommen ausschliesslich in Verbindung mit Substantiven in anderm Kasus und in gelehrten Werken vor: so *al tems ancienur* im Alex., *festes Pascor*, im Rol. auch außerhalb der Bal.: *gens paienur* (1019, 2427, 2639, 2694 etc.). T. 114 trägt im ganzen Ausdruck den Charakter einer Predigt und weist das Fremdwort *Innocent* (die Unschuldigen, Seligen) auf.

T. 117 läfst sich bestimmt chronologisieren, da die Verse

1523 Jerusalem prist ja par traisun

Si violat le temple Salemun

Le Patriarche ocist devant les funz,

wie Gautier mit Recht thut, nur auf die Gewaltthaten des Kalifen Hakem im Jahre 1012 bezogen werden können, die ein gewaltiges Aufsehn machten und die erste Veranlassung waren, dafs sich die Blicke der Christen nach dem heil. Lande richteten. Aber sie scheinen ein Zusatz zu sein, durch den Namen *Valdabrun* veranlafst, denn die Tirade selbst ist alt und unentbehrlich. Dieser Zusatz enthält das Fremdwort *Patriarche* mit erhaltenem *t* und Hiatt *i* und die gelehrte Verbindung

temple Salemun (Tempel Salomonis), während die Tirade selbst von gelehrten Bestandteilen frei ist.

T. 124, Repetitionsstr., nicht in Ks, enthält wieder *vigur* (wie T. 112 und später T. 269).

In T. 126 ist *Abismes*, der Name eines Sarazenen, als gelehrte Bildung aufzufassen, es soll wohl heißen »der Verworfenste«. Die Form *abisme* kommt statt *abyssus* (Abgrund) im Oxf. Ps. mehrfach vor (z. B. 32, 6; 35, 6). Es ist eine Superlativbildung nach dem Muster von Wörtern wie *altisme* (Oxf. Ps. 7, 8; 45, 4 etc.), das gleichfalls gelehrt ist und häufig zur Bezeichnung Gottes gebraucht wird. Geistlich ist auch *Dieu le filz Sainte Marie* und *herite* (Ketzer), dessen Etymologie mir nicht klar ist. Darf man ein *heritus*, verkürzt aus *heriticus*, denken?

In T. 127 zeigt wieder ein Zusatz (VV. 1661—64), der, weil er in Ks fehlt, auf *α* zurückgeht, die Vorliebe desselben für Fremdwörter. *Ametiste* (1661) ist uns schon einmal im Rol. begegnet, dort aber in der volkstümlichen Form *matice* (c wohl gleich ss); es gab also eine solche, trotzdem gebraucht *α* die unveränderte latein.-griechische. Dazu kommt (1661) *topazes*, gleichfalls unverändert, und *esterminals*, ein *externalis*, das *α* sich selbst aus *ex* und *terminus* gebildet zu haben scheint, »was alle Grenzen übertrifft, unübertrefflich«.

Der 2. Vers von T. 144 enthält ein Fremdwort auf *-un* (*defensiun*); aber wie Ks bezeugt, gehört dies wie die übrigen Wörter dieser Form dem Baligantdichter an. Ebenso ist T. 145 *discipline* sicher ein Fremdwort, und auch die Kenntnis von Namen wie *Kartagene* und *Ethiope* ist wohl nur einem Gelehrten zuzutrauen.

Die religiösen Gedanken häufen sich bei der Schilderung von Rolands Tode. Es ist dies begreiflich, da ein Redaktor eine Umarbeitung direkt zu dem Zwecke unternommen zu haben scheint, um Roland als Märtyrer sterben zu lassen. Schon eine Wendung wie

C'est l'Arcevesque, que Deus mist en sun num
(in T. 168) würde ein weltlicher Dichter kaum gebraucht haben, und ein solcher würde nicht hervorgehoben haben, daß *Turpin* sich außer durch seine kriegerischen Thaten auch durch *mult bels sermuns* ausgezeichnet habe. Noch weniger

aber würde er, wie in der folg. Tirade geschieht, Roland die Worte geliehen haben

Hoi te cumant al gloriu celeste,
und Des les apostles ne fut mais tels prophete,
in welchen beiden Versen nicht weniger als vier gelehrte Wörter vorkommen.

Von der Repetitionsstr. 175 habe ich schon in anderm Zusammenhange gesprochen.

In Bezug auf das Gebet Rolands (T. 178) gilt das, was ich schon früher gesagt habe. Ich glaube nicht, daß der erste Dichter einen so kampfesstrotzigen Helden wie Roland überhaupt hat beten lassen; diese Demütigung selbst vor Gott widerspricht diesem ungestümen Charakter und selbst wenn der Dichter sich ihn fromm dachte, so hatte er keine Veranlassung noch Absicht, dies in seinem Liede hervorzuheben. Betet aber Roland einmal, dann ist es nicht zu verwundern, daß er sich liturgischer Formeln wie veire paterne bedient oder die Wunder, die Lazarus und Daniel geschehn sind, erwähnt; wobei noch am auffälligsten die Beibehaltung des resurrexis (= resurrexisti) ist. Uebrigens kommt auch in den *ioa monachorum* und zwar sowohl in den von P. Meyer, als in einem der von Wilmanns edierten Exemplare die Frage vor *Qui semel natus et semul (sepoltus) mortuus?* worauf die Antwort ist: Lazarus.

Wir kommen nuamehr an eine Stelle, die ich schon im dritten Kapitel besprochen habe, nämlich wo Gott für Karl die Sonne stillestehn läßt. Ich will hier zu erklären suchen, wie ein Mönch zur Einführung dieses Wunders veranlaßt werden konnte. Schon zu Karls des Großen Zeit war die Tradition, die sich über ihn in den Klöstern verbreitete¹⁾, eine von der weltlichen und der wirklichen Sachlage verschiedene. So bezeichnen die Annalen als Motiv, welches Karl zum spanischen Feldzug veranlaßt habe, Eroberungslust (*spem capiendarum quarundam in Hispania civitatum haud frustra concipiens*), nach dem Astronomus dagegen *laboranti Ecclesiae sub Sarcenorum acerbissimo jugo*, was der wirklichen Situation garricht entspricht. Es ist nicht zu bestreiten, daß Karl ein from-

¹⁾ Hierüber belehrt eingehend das 2. Kap. von G. Paris, *histoire poétique de Charlemagne*, das den Titel führt *l'histoire de Charlemagne dans l'église*.

mer Mann gewesen, daß er Kirche und Messen regelmäßig besucht und dem Papsttum wesentliche Dienste geleistet hat. Aber diese wurden übertrieben; es wurde bald so dargestellt, als ob er alle seine Kriege um der Kirche willen unternommen und Gott ihm deswegen beständigen Sieg verliehen habe. Fromme Geschichten kamen über ihn in Umlauf, von der Art derer, mit welcher der Mönch von St. Gallen das ganze erste Buch seines Werkes füllt, wahre und noch viel mehr erfundene; und allmählich bildete sich die Meinung heraus, Karl wäre eine Art Heiliger gewesen, für den Gott viele Wunderthaten verrichtet habe; wie es das Rol. ausdrücklich sagt

2458 Pur Carlemagne fist Deus vertut mult grant.

Ein Mönch nun, der in der vita die, wieder beschönigende, Wendung, denn die Annalen bieten ganz Entgegengesetztes, fand, daß die Feinde sich nach dem Ueberfall schnell hätten zerstreuen können: noctis beneficio quae iam instabat, protecti, konnte leicht auf den Ausweg kommen, das Wunder, das einst Gideon geschah, sich wiederholen zu lassen. Die Feinde fliehen, aber die Sonne bleibt stehen.

kar li soleilz est remes en estant;

Karl erreicht die Heiden und vernichtet sie vollständig.

Außer dieser Wendung giebt es in demselben Abschnitt noch mehrere andre Züge geistlichen Charakters. Es wird erzählt, daß ein Engel mit Karl zu sprechen pflegte (2452), ebenso später, daß ein Engel an seinem Bette wacht (2528), es werden wunderbare Geschichten von dem Schwerte Karls und von der heiligen Lanze erzählt, mit welcher Christus auf dem Kreuze durchbohrt wurde, es kommen Ausdrücke vor, wie *ço set Deus* (2455) und *mercit Deu* (2505), welche zu vergleichen sind mit solchen wie *Christo fautore* oder *Christo favente* im Astronomus. Es kann daher nach meiner Ansicht diese ganze Stelle nur von einem Geistlichen herrühren.

Die Thätigkeit dieses Redaktors hat sich bis T. 179, bis wohin das C reicht, wie wir gesehn haben, auf die Interpolation einzelner Verse oder Repetitionsstrophen beschränkt, also im Wesentlichen nichts Neues gebracht. Mit T. 180 beginnt seine Produktivität, er setzt die Erzählung zunächst damit fort, daß Karl die Feinde verfolgt und besiegt. Inzwischen haben mehrere Grafen die Leichen der Pairs zu bewachen.

Karl kehrt dann zurück und läßt diese in Särgen legen und nach Frankreich bringen, um sie in Arles zu bestatten. Die hier angedeutete Erzählung, welche den Rest des erhaltenen Rol., mit Ausnahme von Bal., umfaßt, macht den Unterschied von Ks und C aus, ist also auf Rechnung des Redaktors x zu setzen. Wir haben uns zu denken, daß dieser seine Arbeit in der Absicht unternahm, die schon vorhandene Tradition, nach welcher Roland in Arles begraben liege, zu rechtfertigen. Zu diesem Zwecke mußte, wie bemerkt, der ganze spanische Feldzug als ein heiliger Kampf gegen die Ungläubigen, bei dem es nicht an Wundern fehlte, dargestellt werden, Roland selbst als Märtyrer; seine fromme Gesinnung, seine Ueberzeugung, daß er für den Glauben sterbe, mußte dokumentiert werden, was Alles natürlich weit von der geschichtlichen Wahrheit entfernt ist. Diesem Zwecke dienen auch die Träume Karls, die, obwohl sie in C fehlen, wahrscheinlich schon früh vorhanden gewesen sind, aber eine bedeutende Einwirkung im theologischen Sinne erfahren haben.

Die ersten Träume Karls enthalten, ich greife hier zurück und hole das nach, was ich des Zusammenhangs wegen bisher unerörtert gelassen habe, die Tir. 57 und 58. Die erstere erzählt, daß Karl in der Nacht vor der verhängnisvollen Ratsversammlung geträumt habe, daß Ganelon ihm seine Lanze zerbreche. Dies ist einfach und klar. Die Lanze kann nur Roland sein, sein Kämpfer par excellence, die Waffe, die das ausführt, was der alte Karl erdacht, und der Traum will besagen, daß Ganelon seinen Liebling vernichten werde. Ein solcher Traum ist in hohem Grade volkstümlich, man wird sofort an den Anfang der Nibelungen erinnert, wie es Kriemhilden träumt, daß zwei Adler ihren Falken (Siegfried) zerreißen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß das französische Epos diese künstlerische Art, eine ahnungsvolle Stimmung im Hörer zu erwecken und ihn auf das Kommende vorzubereiten, die sehr weit absteht von jener Epigonenmanier, den Inhalt des Späteren mit dürren Worten anzugeben,¹⁾ gleichfalls der germanischen Dichtung verdankt.

¹⁾ Vgl. z. B. V. 178 Guenes; vint, ki la traisun fist.
Des or cumencet le conseil que mal prist.
3704 Des or cumencet li plaiz de Ganelun.
3746 Des or cumencet li plaiz e les nuveles
De Guanelun, ki traisun ad faite
3946 Des or cumencet l'ocisiun des autres.

Der Überarbeiter x hat aber den Eindruck dieser wirklich schönen Stelle total verdorben, indem er in der folgenden Tir. einen anderen Traum hinzufügt. Dafs dieser ein späterer Einschub ist, geht erstens daraus hervor, dafs (Tir. 68) Karl dem Herzog Naimes nur von einem Traume und zwar den Inhalt des ersteren erzählt. Zweitens aber finden sich in dieser Tir. mehrere Verse die fast wörtlich mit solchen der Tir. 188 übereinstimmen.

V. 725 Apres i ceste altre avisiun sunjat,

V. 2555 Apres i cele li vient altre avisiun.

V. 726 Qu'il ert en France a sa capele ad Ais

V. 2556 Qu'il ert en France ad Ais ad en perrun,

ebenso V. 728 = 2558; 729 = 2551 etc.

Nun sind diese Verse dort, wie gezeigt werden wird, besser an ihrer Stelle, indem sie ursprünglich unmittelbar der Bestrafung Ganelons, auf welche sie sich beziehen, vorausgingen. Hier sind sie gänzlich unpassend und daher von einem späteren Bearbeiter (α) den andren nachgebildet.

Im Bericht über den ersten Traum (Tir. 68) ist derselbe in eine göttliche Erscheinung, in eine Vision umgewandelt. Das avisiun d'angele ist dabei so ungeschickt eingeflickt, dafs die ganze Konstruktion darüber in Verwirrung geraten ist und man ohne die originale Fassung in T. 67 zu Rate zu ziehn, kaum herausbekommt, ob Ganelon oder der Engel die Lanze zerbricht.

Dafs das religiöse Gepräge des Traumes unursprünglich ist, geht auch daraus hervor, dafs der fromme Karl einer direkten Weisung Gottes, die ihm widerriet, dem Vorschlage Ganelons zu folgen, nicht den Gehorsam verweigert hätte. Und dafs er, nach der Auffassung des ersten Rolandsdichters, die Macht besafs, seinen Willen durchzusetzen, sehen wir an der energischen Weise, wie er (in T. 18) Roland und Olivier zurückweist und entscheidet:

li duze per mar i serunt jugiet.

Wie richtig dagegen, dafs er einem bösen Traum, einer furchtsamen Regung nicht nachgiebt! Er ahnt, dafs Roland in diesem Kampfe zu Grunde gehen werde, und kann es nicht verhindern, dafs ihm bei diesem Gedanken die Thränen in die Augen kommen (V. 773), aber er widersetzt sich doch dem dringenden

Verlangen Rolands, ihn ziehn zu lassen, nicht und am wenigsten greift er zu Bitten oder beruft sich auf den Traum. Das wäre Weiberart gewesen. Wahrhaftig, der Dichter unseres Rol. versteht sich auf psychologische Feinheiten nicht minder gut als die Dichter der ältesten Nibelungenlieder, und er darf es verlangen, daß ihm nicht all das Schwächliche und manchmal Thörichte, das das gegenwärtige Rol. enthält, in die Schuhe geschoben wird.

Dann begegnen uns Träume wieder in den Tir. 186—188, wie man sofort sieht, an ungehöriger Stelle. Was sollen sie jetzt, da Roland und seine Begleiter längst tot und sogar schon gerächt sind? Was sie ursprünglich sollten, kann uns noch gegenwärtig das Rol. sagen, wenn wir die nur lose aufgelegte Decke von ihm entfernen. Die Tir. 186 bestand nämlich urspr. nur aus den Versen

2513 Carles se gist, mais doel ad de Rollant,
E d'Olivier li peis et mult forment
Des XII pers, de la franceise gent
En Rencevals (les) ad laissiet
Ne poet muer n'en plurt e ne s' des ment,

reimte also in ent, das Uebrige ist Tiradenanschub in ant¹⁾ Die Besorgnis um Roland, die den Kaiser schon den Tag über sehr gequält hatte (V. 823 f.), hat ihn auch in der Nacht nicht verlassen. Unruhige Träume, wie sie die VV. 2539 ff. enthalten, lassen ihn nicht schlafen. Hier wird wohl gleich gefolgt sein, daß er vom Lager aufspringt, zu Pferde steigt und nach Renceval reitet, welchen Inhalt noch die VV. 2849—54 in wenig veränderter Form darbieten:

Li reis se drecet si a ses armes,
Si se par tute l'host li altre.
Puis sunt muntet par grant vertut chevalchent
Cez veies lunges e cez chemins mult larges
Si vunt vedeir le merveillus damage
En Rencesvals là ù fut la bataille.

Daran schließt sich unmittelbar

¹⁾ V. 2516 ist in der Redaktion α durch die Uebersarbeitung zerstört worden er lautet in O

en Rencesvals ad laissiet morz . . .

Der Name Rollanz kommt auch in en-Tiraden vor (vgl. T. 25).

2398 Li Emperere en Rencesvals parvient
Il nen i ad ne veie, ne sentier
Ne vuide terre, ne alné, ne plein pied,
Que il n'i ait o Franceis o paien etc.

Dieser Traum hatte also urspr. eine praktische Bedeutung für die Komposition; er unterrichtete Karl von der Bedrängnis der Seinigen und veranlafste ihn, nach Rencesvals zurückzukehren, wo allerdings die Franken schon gefallen sind, aber doch wenigstens von ihm bestattet werden. Er muß also schon früher dagewesen sein, als die Erzählung vom Horn, die denselben Zwecke dient. Nachdem diese aufgenommen und in ergreifender Weise ausgeschmückt worden war, war er überflüssig geworden¹⁾. Der Bearbeiter a brachte ihn jedoch an eine andere Stelle und verwertete ihn für seine Tendenz, indem er dem Ganzen einen frommen Anstrich gab.

So wurde zunächst T. 186 dahin umgeformt, daß Karl um Rolands und der Übrigen himmlisches Heil besorgt gewesen wäre, indem hinzugefügt wird

E priet Deu, qu'as anmes seit garant.

Dann wurde die folgende Tirade²⁾ mit reichen Zusätzen versehen.

Diese stellt in ihrer gegenwärtigen Form ein solches Gewirr dar, daß sie dadurch und ihre ungewöhnliche Länge die Unursprünglichkeit derselben allerdings aufs Schlagendste darthut, aber die Auflösung des Knotens und die Aufzeigung des Ursprünglichen, wo uns die andern Ueberlieferungen im Stich lassen, in hohem Grade schwierig macht.

Ich vermute, daß der älteste Bestandteil die Verse sind
2539—41

Fruissent cez hanstes de cez trenchanz espiez

Cruissent osberc e cist helme d'acier.

En grant dulur i veit ses chevaliers.

Das ist einfach, klar und der Situation angemessen. Dazu gehört vielleicht ursprünglich noch

¹⁾ C. hat ihn vielleicht gar nicht mehr in seiner Vorlage gefunden und enthält ihn deswegen nicht. Sollte sein Verf. aus eigener Initiative dieses störende Motiv ausgelassen haben, so macht dies die Voraussetzung eines sehr glücklichen Ungefühls oder die eines Versenkens in die Komposition seiner Vorlage nötig, zu der C. sonst keine Veranlassung bietet.

²⁾ welche die Träume selbst enthält.

V. 2546 E Franceis crient : Carlemagnes, aidiez!

Dann kam der Kleriker und fügte die VV. 2532—38 hinzu. Diese haben ganz den Charakter einer Vision und erinnern durch wörtlichen Anschluß an Joh. Offenb.;

Zunächst VV. 2533 34

veit les *tuneires* e les *venz* et les *giels*
e les *orez*, les merveillus tempiers

an »und da geschahen Stimmen und Donner und Blitze und Erdbeben. Und es war ein Hagel mit Feuer und Blut gemenet und fiel auf die Erde (Kap. 8, 5 und 7);

Dann V. 2535 36

E fous e flambe i est apareillez
Isnelement sur tute sa gent chiet,

»und machte Feuer vom Himmel fallen vor den Menschen« (12, 13) »den Menschen heiß zu machen mit Feuer (16, 8).«

Die VV. 2537 38, in denen gesagt wird, daß die Lanzen auch von dem Feuer ergriffen werden, nehmen sich sonderbar neben der ursprünglichen Angabe (V. 2593/40) aus, daß die Lanzen im Kampfe zersplittern.

2542 Urs e leupart les voelent pois mangier

und 2549 *devers un gualt* unz granz lëun li vient
enthalten noch Anklänge an Jeremias 5, 6:

»Darum wird sie auch der Löwe, der aus dem Wald kommt, zereisen, und der Wolf aus der Wüste wird sie verderben, und der Pardel wird auf ihre Städte lauern; Alle, die daselbst herausgehn, wird er fressen.« Ich will auch hier nicht behaupten, daß der Dichter diese Stellen grade vor sich gehabt und nach ihnen seine Schilderung verfaßt habe, aber sie waren ihm geläufig, vielleicht als Reminiszenzen aus Predigten, wie denn der angeführte Vers aus Jerem. schließt »Denn ihrer Sünden sind zu viel, und bleiben verstockt in ihrem Ungehorsam«. Daß sie aber nicht mittelbar zu dieser Schilderung gedient haben sollen, dazu ist die Uebereinstimmung zu groß.

Diese Form der Tirade sollte noch nicht bleiben. Zunächst fügte , d. h. derjenige Redaktor, welcher die Bestrafung Ganelons erzählte, die T. 188 ein, welche deutliche Anspielungen auf dieselbe enthält. Der Bär, den Karl an zwei Ketten gefesselt hält, ist Ganelon, der in Fesseln gelegt worden war;

die 30 Bären, die ihm zu Hilfe kommen, seine Verwandten, die später mit ihm getötet werden. Ein Windhund (Tierry) kommt zu Karls Hilfe herbei und greift den Größten unter ihnen an — Pinabel.

Aber auch *a* liefs sich die Gelegenheit nicht entgehn, zur Anknüpfung der Baligantschlacht etwas zu thun, denn die Verse 2525—31 sind, wie auch *avisium*, *anunciet*, *senefiance*, *demustrat* zeigen, unzweifelhaft von seiner Hand und die Schlacht, von der 2530 die Rede ist, keine andre als die Baligantschlacht.

Es stellen also die Tir. 187 und 188 eigentlich mehrere Repetitionsstrophen dar und durch die übliche Vermischung des Alten und Neuen sind sie fast unverständlich geworden. Ich vermesse mich auch nicht, sie jetzt ganz durchsichtig gemacht und ihre Geschichte im Einzelnen genau dargelegt zu haben, sondern würde eine einfachere Lösung mit Freuden begrüßen. Aber überraschen darf uns das Vorhandensein einzelner solcher komplizierter Stellen nicht, wenn, wie als thatsächlich erwiesen gelten kann, die verschiedensten Hände am Rol. gearbeitet haben.

Aus den litterarischen Verhältnissen der damaligen Zeit wird man auch begreifen, wie die Ks, obwohl sie die Bal. und *a* VR¹⁾ nicht enthält, doch diese Tiraden in ihrer gegenwärtigen Form aufnehmen konnte, die, wie Dönges mit Recht behauptet, Anspielungen auf diese Teile enthalten. Da sie in der ersten Hälfte des 13. Jhd. abgefaßt ist, so wird ihre Vorlage kaum aus früherer Zeit, als aus dem Ende des 12. s. stammen. Damals war die Fassung mit Bal., wie die überwiegende Anzahl der franz. Hs. darthut, die verbreitetere, und nur im Süden hatte sich, wie ich wahrscheinlich zu machen gesucht habe, die ältere Form erhalten. Wenn auch der Schreiber von k (franz. Vorlage von Ks), ebenso wie von L (Lyon) mit Rücksicht auf diese, Bal. und VR den Eintritt verweigerte, so übersah er doch, daß die angeführten Tiraden Anspielungen auf diese Fortsetzungen enthielten, und nahm sie daher in seinen Text auf. Ks aber, die Bal. und VR. überhaupt nicht kannte, wufste garnicht, was sie mit den 30 Bären anfangen sollte, und erlaubte sich daher die einzige Änderung, welche wir ihr nach-

¹⁾ die Bestrafung Ganelons (vengeance Roland).

weisen können, und die ich im ersten Kapitel besprochen habe.

Damit sind wir an der Schwelle von Bal. angelangt. Ich kann mich von jetzt ab kürzer fassen, da ich Manches schon vorausgenommen habe. Besonders erinnere ich an meine Bemerkung, daß die gelehrten und geistlichen Elemente in Bal. nur an bestimmten Stellen und zwar in denjenigen Tiraden auftreten, welche eine notdürftige Verbindung mit der Haupterzählung herzustellen suchen, was mich veranlaßt anzunehmen, daß Bal. urspr. ein selbständiges Gedicht gewesen ist. Die Ueberleitungsst. 189/90 enthalten die gel. W. sceptre und (cambre) voltice. Wörter auf itia haben volkstümlich esse ergeben, folglich mußte man voltesse erwarten. Dieselbe Verbindung (cambre voltice) kommt nur noch an einer Stelle des Rol. vor, die gleichfalls α zugeschrieben werden muß (3992).

Die folgende Tirade (191) enthält dann eine ganze Anzahl gel. W. antiquitet, chrestientet, aurer, ydles und Vergilie und Homer. Damit, daß der V. 2616, der diese beiden Namen enthält, nicht in den übrigen Hs. steht, ist noch nicht erwiesen, daß er, wie Müller annimmt, ein Zusatz des Schreibers von O ist, sondern er kann ganz gut in α gestanden haben. Schon V und noch mehr die jüngeren Hs. erstreben den Reim; die vorausgehenden und folgenden Zeilen eignen sich zu einem Reim auf é, Homer stört denselben, folglich können sie aus diesem Grunde, wie öfters geschehen ist, den V. 2616 ausgelassen haben. Außerdem paßt dieser Vers ganz gut zum vorhergehenden. Baligant wird als ein Uralter (li vielz d'antiquitet) dargestellt und α wählt als Beispiel Virgil und Homer, die ihm die bekanntesten Namen aus dem Altertum waren. Der grobe Anachronismus, der darin liegt, daß er einen Gegner Karls des Großen in diese fremde Zeit versetzt, ist nicht schlimmer, als wenn er von einem andern Heiden erzählt, daß Jupiter ihn in die Unterwelt geführt habe.

Verbindungsstr. sind ferner 196 und 197, wo die Boten des Baligant an den Hof des Marsilies kommen. Hier findet sich das Fremdwort confusiun und die gelehrte Verbindung gent paienur. Auch (palais) altisme ist eine gelehrte Superlativbildung; zu vergleichen mit seintisme in T. 175.

Daß der erste Einschub von Bal. bis 2848 geht und V. 2845 ff.

Tiradenanschub sind, wie ich im 2. Kap. dargelegt habe, wird gewissermaßen dadurch besiegelt, daß am Ende von V. 2848 das Fremdwort *signacle* steht.

In T. 214 sind mehrere kirchliche Ausdrücke gebraucht, die zum teil volkstümliche Entwicklung zeigen, verdächtig ist die Menge derselben. Ein Laie würde schwerlich zwischen *evesque*, *abez*, *munies*, *canunies*, *pruveires*, *curunez* unterschieden haben. Außerdem sind *mirre* und *timonie* Fremdwörter und erinnern an die Art, wie der Leichnam Christi behandelt wurde.

In Tir. 217 heißt es vom Kaiser Karl 2998 *Recleimet Deu e l'apostle de Rome*. Ich glaube, daß hier nicht etwa an Petrus, sondern an den Papst zu denken ist, der auch im Alex. so bezeichnet wird. Ist dies der Fall, so ist diese Stelle besonders beweiskräftig, denn nur ein Mönch konnte so hochfächtig sein, Karl zum Papste beten zu lassen.

Die Tir. 237 ist besonders mit Fremdwörtern gespickt. Sie soll zeigen, daß der Admiral seinen Heidengöttern treu anhing, die ihm aber trotzdem nicht helfen konnten. Deswegen läßt er die Standarten *Tervagans* und *Mahum* herbeibringen und *ymagene Apollin le felun* und spricht dann folgenden *sermun*: wer von den Göttern Hilfe erwarte, solle ihnen dienen mit *afflictium*. Man sieht: die gelehrten Ausdrücke sind an unpassender Stelle gebraucht. Die Franzosen antworten:

De vus seit hoi male confusium. Unser Gott beschützt Karl und in seinem Namen soll diese Schlacht entschieden werden.«

T. 262 enthält eine *disputatio* zwischen Karl und *Baligant*, wie sie in Werken von Geistlichen, z. B. auch im *Ps-turpin*, öfter zwischen Heiden und Christen vorkommen. Der Moment ist recht ungünstig gewählt. Denn sie sind im heftigen Zweikampf begriffen, noch die vorhergehende Tirade schloß

*Ceste bataille ne poet remaneir unkes,
Jusque li uns sun tort i reconoisset,*
da ist es doch undenkbar, daß die beiden Todfeinde den Kampf unterbrechen, um die Sache gütlich beizulegen. Auch ist der Ausdruck ganz verfehlt. Der Admiral sagt zu Karl: »*kar te purpense, überlege Dir die Sache doch*«, so spricht man zu einem Sohn oder Bruder; auch *das viens me servir d'ici en*

Oriente hat hier keinen Sinn und ist nur Wiederholung aus V. 401. Tut conquerrat (Karl) dici qu'en Orient. Oriente ist eine im Französischen unerhörte Sprachbildung, ebenso das rei omnipotente. Diese beiden Wörter sind ebenso des Reimes wegen entstellt, wie derselbe in T. 237 den Gebrauch von sermun, affliction und confusiu veranlaßt hat.

T. 266 ist eine Bramimundestr. Die Königin erscheint hier mit ihren clere e canonie und wieder wird bemerkt, daß diese keine Weißen (ordre) empfangen haben und keine Tonsuren tragen. Vgl. das zu T. 214 Gesagte. Als Marsilies die Niederlage der Seinigen vernimmt, wendet er sich zur Wand und stirbt. Gautier bemerkt dazu: il est évident que l'auteur du Roland a pensé à ce celebre passage d'Isaie où l'on voit le roi Ezechias, frappé d'une maladie mortelle, se tourner vers la muraille pour prier Dieu et fondre en larmes : Et convertit Ezechias faciem suam ad parietem (= vers la paroit se turnet) et oravit ad Deum (im franz. Texte wenigstens pluret des oilz!) (Isaia 39, 2). Ganz richtig bis auf den auteur du Roland. Denn da Gautier selbst diesen für einen Laien hält, wie sollte er eine derartige Citatenkenntnis besitzen, daß sie in seinem Werke zum Ausdruck käme? Also: ein geistlicher Bearbeiter. Charakteristisch für einen solchen ist auch die logische Schlussform:

3646 Si cum pecchiez l'encumbret,
L'anme de lui as vifs diables donet.

«Da ihn ja die Schuldenlast bedrückt, so muß er in die Hölle, welche der sonst im Rol. üblichen parataktischen Verbindung der Sätze nicht entspricht.

Auch T. 268 bietet mehrere gelehrte Ausdrücke ydle, baptistirie, cunvertir. Besonders interessant ist das Wort sinagoge. Ich vermög dasselbe aus der Bibel nicht nachzuweisen, andererseits ist doch kaum anzunehmen, daß ein Nichtgelehrter das griechische Wort, selbst wenn er es von den in Frankreich lebenden Juden entlehnt hätte, so richtig wiedergegeben hätte.

Die Bal. schließt mit T. 269. In dieselbe eingeschoben scheinen die VV. 3680—83. Einmal, weil Bramimunde unvermittelt auftritt, dann, weil, wie ich schon im zweiten Kap. ausgeführt habe, zwischen 3683 und den folgenden Versen

... 3) es steht übrigens schon im nächsten Vers: und Hiskia weinete sehr.

Personenwechsel eintritt. Der Einschub bietet das Fremdwort *vigur*; über den übrigen Teil der Tirade habe ich schon anderweitig gesprochen.

Es folgen die Aldastrophen und das Gericht über Ganelon, von denen ich ausgeführt habe, daß sie früher vorhanden waren und vom Kompilator « aufgenommen worden sind. Auf « selbst sind nur noch die Schlufstiraden zurückzuführen.

So scheint schon in T. 289 der Schlufsvers

Des or cumencet l'ocisiun des altres,
des Fremdworts *ocisiun* halber, von seiner Hand hinzugefügt zu sein. Ferner rührt wohl T. 291 in ihrer gegenwärtigen Fassung von ihm her, denn es bietet *perditium*. Und T. 292 ist sicher von ihm, weil sie von Bradimunde handelt. Wenn auch frei von Fremdwörtern, ist ihr ganzer Charakter geistlich und geistliche Bedeutung haben auch die *sermuns* und *esamples*.

Von der nachfolgenden Tir. meint Müller, daß sie nicht mehr zum Rol. gehöre, daß sie vielmehr von einem gelehrten Uebearbeiter verfaßt sei. Da ich nun einen solchen für das ganze Rol. in Anspruch nehme, so habe ich keine Veranlassung, ihm nicht auch diese Tirade zuzuschreiben. Wie seine ganze Thätigkeit nach meiner Auffassung darin besteht, daß er verschiedene *ch. de geste*, die mit Karl dem Großen in Verbindung stehen, kompiliert, und wie er schon das Rolandslied, die Aldastrophe und die Baligantschlacht, die ursprünglich von einander unabhängig waren, vereinigt hat, so wollte er wahrscheinlich auch den Sachsenkrieg hinzufügen und diese Tir. bildete dazu eine ähnliche Überleitung wie die T. 189/190 für Bal.; dann aber brach er ab, durch welche Umstände veranlaßt, läßt sich nicht angeben, vielleicht ist er inzwischen gestorben. Von der Schlufszeile glaube ich, daß sie nicht von seiner Hand, sondern von einem Schreiber herrührt. Denn wer mitten in der Tirade abbricht, wird doch kein Schlufswort anfügen, das mit derselben in gar keiner Verbindung steht.

Dagegen hat der Schreiber sich zu entschuldigen, daß er hier plötzlich abbricht, und er thut dies mit den Worten *ci falt la geste*, hier hörte meine Vorlage auf. *Geste* hat hier den gewöhnlichen Sinn von *ch. de geste* und wenn an anderen Stellen unsres Gedichtes (wie 3262) dies nicht der Fall ist,

vielmehr dort geste Francur die Wiedergabe eines lateinischen gesta Francorum ist, so ist zu bedenken, daß diese Verse nicht von derselben Hand stammen und zwei verschiedene Leute auch einen verschiedenen Sinn mit diesem vieldeutigen Worte¹⁾ verbinden können.

Das Wort decliner wird gewöhnlich intransitiv gebraucht, im Sinne von »sich neigen, zu Ende gehen, untergehen«, so vom Abend

Rol. 2447 Quant veit li reis le vespre decliner
und 707a Tresvait li jurz, declinet la vespree,

und von der Sonne im Computus V. 446 und 2646. Dies kann hier nicht der Fall sein, da es ein Objekt bei sich hat. Vielleicht ist deshalb an die schulmäßige Bedeutung des lateinischen Wortes zu denken: ein Substantivum deklinieren, nach seinen Kasus verändern, variieren, und der Schreiber, der, wie wir aus dem ganzen Verse sehen, nicht übermäßig geschickt sich auszudrücken weiß, hat mit dem Verse sagen wollen: Hier hört die geste auf, die Tuoldus bearbeitet hat. Danach wäre Tuoldus der von uns postulierte Kompilator ». Da die gelehrte Namensform auf einen Geistlichen deutet, und unser Kompilator ein solcher gewesen sein muß, so ist dies nicht unwahrscheinlich. Welcher aber von den bekannten Männern dieses Namens unser Tuoldus gewesen ist und ob er sich überhaupt mit einem derselben identifizieren läßt, das bedürfte einer eignen Untersuchung.

Ich lasse, der Bequemlichkeit halber, ein alphabetisches Verzeichnis der gel. W. des Rol. folgen. Das in Klammern Stehende deutet an, wodurch sie sich von den regelmäßig entwickelten Wörtern unterscheiden.

acuminiet (Erhaltung des Vortonvokals) V. 3860, vgl. Als. 52 b.

afflictium (ct statt it, 4silbig) V. 3272, vgl. Als. 72 c., Oxf. Ps.

13, 21. Kön. II, 16, 12,

alexandrin (x statt is) V. 408, 463.

altisme (i statt e) V. 2708, vgl. Oxf. Ps. 7, 18 (= dei altissimi).

¹⁾ das noch außerdem (V. 788) »Familie« bedeutet.

²⁾ vgl. Gesta Francorum, das bekannte anonyme Geschichtswerk des 7. s., Gesta Romanorum etc.

- angle* (muß lange Proparoxytonon gewesen sein, sonst hätte es aindle ergeben) V. 2262, 2393, 2528 etc.; 3silbig geschrieben, Als. 18c.; 122b, Oxf. Ps. 8, 6, Kön. II, 14, 17 etc.
- aneme* (s. *angle*) V. 1848, 2898 etc.
- antiquitet* (Erh. d. Vortonv.) V. 2615.
- anunciet* (4silbig) V. 2529.
- apostle* (p intervokal. erh.) V. 2255, 2998, vgl. Comp. 920, 976.
- avisium* (5silbig) V. 725, 836, 2531, 2555, vgl. Kön. II, 7, 17.
- baptiziet* (pt erh.) V. 3671, 3981, 3985.
- baptistirie* (pt erh.) V. 3668, vgl. Comp. 41, Kön. II, 22, 17.
- cherubin* (Vortonv. erh.) V. 2393, vgl. Oxf. Ps. 17, 12; 79, 2.
- clerc* (c erh.) V. 3637.
- confusium* (4silbig) V. 2699, 3276, Oxf. Ps. 34, 30, Kön. I, 2, 53.
- criminel* (Vortonv. erh.) V. 2456.
- cristal* (y hätte u geben müssen) V. 1263, 2296 etc. Oxf. Ps. 147, 6.
- culpe* (Bedeutung »Sünde«) V. 2239, 2364, 2369 etc., vgl. Eul. 21.
- defensium* (4silbig) V. 1887, vgl. Oxf. Ps. 21, 20.
- diable* (di vor Vok. erh.) V. 746, 983, 3647. vgl. Eul. 4, Oxf. Ps. 90, 6 etc.
- discipline* (Vortonv. erh.) V. 1929, vgl. Oxf. Ps. 2, 12.
- dragun* (g erh.) V. 2543, 3266, 3330 etc.
- ducs* u. *duc* (c statt i) V. 105, 243, 378 etc.
- enluminet* (Vortonv. und Bedeutg.: »[Gott hat ihn] erleuchtet«) V. 535, vgl. Comp. 429, 445, Oxf. Ps. 26, 1.
- esterminal* (ex-terminalis? Vortonv. erh.) V. 1662.
- grifun* (i statt u) V. 2544.
- humilitet* (Vortonv. erh.) V. 73, vgl. Als. 6a, Oxf. Ps. 9, 13 etc.
- idle* (s. *angle*) V. 2619, 3664, vgl. Comp. 134, Kön. I, 31, 9; III, 11, 2 etc.
- imagine* (Proparoxytonon) V. 3268, vgl. Oxf. Ps. 72, 20; 96, 7. Kön. I, 19, 13 u. 16.
- innocent* (lat. Präfix; Vortonv. erh.) V. 1480, vgl. Oxf. Ps. 9, 30.
- magne* (= Karolus magnus, g erh.) V. 1, 3329, 3611.
- martir* (i statt u) V. 1134.
- martirie* (i statt u) V. 591; 965, 1166, vgl. Comp. 543, 829.
- matiste* (i statt u, intervok. t erh.) V. 638, 1661.
- mirre* (i statt u) V. 2958.
- ocisium* (4silbig) V. 3946, vgl. Kön. I, 4, 10; 5, 9; 14, 15 etc.

- ofrende* (Bedtg. = offerenda) V. 3861; vgl. Kön. I, 2, 36; 10, 7; II, 6, 17.
- omnipotente* (Erh. des Vortonvok., das intervok. t) V. 3599.
- paterne* (t erh.) V. 2384.
- patriarche* (t erh.) V. 1525.
- penitence* (Vortonv. erh.) V. 1138, vgl. Als. 110b.
- penser* (n vor s erh.) V. 138 etc. vgl. Kön. I, 20, 26 etc.
- perditium* (4silbig) V. 3969, vgl. Oxf. Ps. 106, 20.
- principal* (Vortonv. erh.) V. 3432, vgl. Oxf. Ps. 50, 7, Comp. 2798.
- prophete* (t intervok. erh.) V. 2255, vgl. Oxf. Ps. 73, 10; 104, 14.
- reliques* (qu erhalten) V. 607, 2345.
- resurrexis* (die ganze Form [= resurrexisti] unfranzösisch) V. 2385.
- satanas* (t erh.) V. 1268, vgl. Kön. II, 24, 1.
- sceptre* (Fehlen des Vorschlages) V. 2585.
- science* (Fehlen des Vorschlages) V. 3003. vgl. Oxf. Ps. I, 18, 2.
- sinagoge* (i statt u, Vortonv. erh.) V. 3662.
- topaze* (p intervok. erh.) V. 1661.
- victorie* (ct statt it) V. 3612, vgl. Comp. 1559.
- vigur* (i statt e; g erh.) V. 1438, 3683.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
I. Das Verhältnis der französischen Handschriften zu einander und zu den ausländischen Ueberlieferungen	8
Prüfung der Stammbäume Gautiers, Försters, Rambeaus und Müllers. Eigene Untersuchung: Umarbeitung oder Abschrift; Wertbestimmung der ausländischen Ueberlieferungen für die Kritik.	
II. Die nächste rekonstruierbare Vorstufe der französischen Handschriften	42
Die Unursprünglichkeit der Baligantepisode wird nachgewiesen	
a) durch das gemeinschaftliche Fehlen von Bal. in Ks., C und T;	
b) durch den mangelnden Zusammenhang von Bal. mit der Haupthandlung;	
c) durch starke Widersprüche zwischen beiden.	
Ks. repräsentiert eine ältere Version und man kann mit ihrer Hilfe eine frühere Stufe des Rol. rekonstruieren. Beispiele.	
III. Bemerkungen über die älteste Gestalt des Rolandsliedes und die Entstehung der Zusätze	69
Dreierlei macht die Existenz eines Rol. im 9. Jahrh. wahrscheinlich:	
a) das Rol. beruht nicht auf schriftlichen Quellen, sondern auf mündlicher Ueberlieferung. Diese erhält sich nicht durch Jahrhunderte so rein, wie dies in Teilen des Rol. der Fall ist;	
b) Zeugnisse von Schriftstellern für das Vorhandensein von Cantilenen. Diese können nur epische Gedichte historischen Inhalts und werden der älteren deutschen Volksdichtung sehr ähnlich gewesen sein. Vermuthung ihrer Entstehung aus kleineren Dichtungen anderen Inhalts;	

c) im Haager Frg. ist uns eine ch. de geste des 10. Jhd. erhalten. Hier ist der epische Stil schon ausgereift, daher sind die Anfänge in eine frühere Zeit zu setzen.

Seite

Inhaltlich zeigte das erste Rol. nur geringe Abweichungen von den historischen Ereignissen. Die späteren Zusätze sind teils Ausflüsse einer geistlichen Gesinnung, teils aus dem Streben nach genauerer Motivierung entstanden. Das Interesse am Detail überwuchert und bringt Repetitionsstrophen hervor. Dieser Vorgang noch beim Alexiuslied deutlich sichtbar. Schlufs.

Excurs: Die gelehrten und geistlichen Elemente im Rolandsliede 107

k



